

E.I.Q.

EUROPEAN INTERDISCIPLINARY QUARTERLY

DAS MAGAZIN DES
FORUM46 - INTERDISZIPLINÄRES FORUM FÜR EUROPA E. V.

Sommer 2006

Peripherie

Liebe Leserinnen und Leser,

das FORUM46 setzt sich seit 2004 für ein demokratisches und innovatives Europa ein. Um Europa erfahrbarer, spürbarer, begreifbarer zu machen, begeben wir uns auf die Suche nach den Zusammenhängen zwischen Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft. Mit dem European Interdisciplinary Quarterly [E.I.Q.] wollen wir mit Ihnen in Kontakt treten und zum Dialog zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen einladen, wofür der programmatische Aufsatz „ZWISCHEN: RÄUME als Herausforderung des Denkens“ von Dariusz Radtke und Hagen Schulz-Forberg einen ersten Anstoß geben soll.

Um das E.I.Q. auf das Niveau seiner Leserinnen und Leser zu heben, wollen wir Ihre Kommentare, Anregungen, Kritik. Bitte schreiben Sie uns!

Jedes Heft greift jeweils das Thema unseres Interdisziplinären Salons – ZONE46 auf und führt es unter anderem durch Essays, Kommentare, Gedichte und Zeichnungen weiter. Darüber hinaus stellen wir interdisziplinäre Projekte vor, bringen Artikel, die sich mit dem Übertragen von Denkformen aus verschiedenen Teilbereichen beschäftigen sowie Reflexionen und Kommentare über Interdisziplinarität in Europa.

Daß im Mittelpunkt dieser Ausgabe (und des Editorials) das Thema „Peripherie“ steht, macht deutlich wie paradox das Verhältnis von Zentrum und Peripherie sein kann. Was an der Peripherie liegt, kann dennoch Zentrum sein, wie der Beitrag von René Nyberg über Finnland beweist. Wie die Mitte ihre Widersprüche inszeniert, zeigt Mascha Join-Lamberts leidenschaftliches Plädoyer für eine verbreiterte gesellschaftliche Mitte. Aus einem Forschungsprojekt über die Entwicklung der verschiedenen Wissenschaftskulturen gewinnen wir die Erkenntnis, daß, was Peripherie war, Zentrum werden kann – und umgekehrt. Wenn Sie daher Aleida Assmann ins Herz der Finsternis führt, braucht Ihnen nicht bange zu werden – es gibt einen Weg zurück.

Auf eine feste Rubrik sei noch hingewiesen: In jeder Ausgabe stellen wir Europäische QuerdenkerInnen, vor allem die Namenspatrone unserer Förderkreise, im Porträt vor. Mit Isabella d'Este, einer bedeutenden Förderin von Wissenschaft und Kunst, fangen wir ganz grundsätzlich im vorstaatlichen Europa an, zu einer Zeit, in der das Verhältnis von Kunst, Handwerk und Wissenschaften neu definiert wurde.

Zu guter Letzt und rechtzeitig zum Sommer können wir außerdem die Bemühungen der Europäischen Kommission zum Schutz vor gefährlicher Sonnenstrahlung durch einheitliche Etikettierung von Sonnencremes („kosmetische Mittel im Sinne der Richtlinie 76/768/EWG“) dokumentieren.

Einen schönen Sommer wünscht Ihnen

Jacob Schilling
Chefredakteur

Artikel

- 6 **Aleida Assmann:** Vom Zentrum zur Peripherie und wieder zurück
 15 **Piotr Michałowski:** Wariacje na temat prowincji
 20 **Louis Klein & Simon Pfersdorf:** Peripherie und Zentrum - Die Relativierung der Europäischen Union zur Integration Europas

Zone46 III: Peripherie

- 24 **Matthias Grether:** Bericht
 27 **Mascha Join-Lambert:** Ist das Zentrum denn vollkommen?
 30 **René Nyberg:** In der Peripherie und doch im Zentrum

Projekte

- 33 **Zentrum für Literaturforschung:** Reflex und Kognition. Zur Konfiguration der Neuroscience
 34 **STEP** [Science and Technology in the European Periphery]

Buchtipps

- 38 **Hauke Brunkhorst:** Peripherie und Zentrum in der Weltgesellschaft
 39 **Derek H. Aldcroft:** Europe's Third World. The European Periphery in the Interwar Years
 40 **Christopher Lord** (ed.): Central Europe: Core or Periphery?

INTERDISCIPLINARITY

Artikel

- 42 **Eberhard von Goldammer und Rudolf Kaehr:** TRANSDISZIPLINARITÄT in der Technologieforschung und Ausbildung
 46 **Birgit Böhm und Christine von Blanckenburg:** Interdisziplinarität kann man lernen

Buchtipps

- 48 **Birgit Böhm und Christine von Blanckenburg:** Leitfaden für interdisziplinäre Forschergruppen

FORUM46 AKTUELL

Artikel

- 50 **Dariusz Radtke & Hagen Schulz-Forberg:** ZWISCHEN:RÄUME als Herausforderung des Denkens

Projekte

- 55 **Querwege. Europa Kongress**

Kalender**Europäische Querdenker und Querdenkerinnen**

- 59 **Jacob Schilling:** Isabella d'Este

Forum46...

- 61 **braucht Ihre Unterstützung** (Spendenaufruf)

EUROPA

Europäische Union

- 63 **Richtlinie zum Sonnenschutz**

Welche Sprache spricht Europa?

- 65/66 **Mareike Hölter:** „Die Europäerin“

AUSSTELLUNGSTIPP

- 67 **NICHTS: SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT** 12. JULI - 01. OKTOBER 2006

BUCHTIPP

- 68 **Geert Mak:** IN EUROPA - Eine Reise durch das 20. Jahrhundert

IMPRESSUM



*Kalt, heiß – kalt, Sauna – Eisseen, blau,
Eishockey, burschikos, blond, rustikal,
gesund, Bier, Sauna, ganz schön krass!,
große Weite, naturverbunden, NOKIA,
saunen & nackig in schönen Seen,
blond, kalte Seen, gleichberechtigt,
einsam, Rentiere, Isolation, Holzhäuser,
Natur, Volkstümlichkeit, schwimmen
mit Freunden & dabei Bier trinken,
tiefgründig, melancholisch, Mücken,
60 000 Seen, Sauna, Rentiere, NOKIA,
schöne Nasen, Sauna, Fisch, kalt,
Wald, Weihnachtsmann mit Rentieren,
haben 1 & 2 Cent abgeschafft, blond
& schlank, Handy telefonieren, Jagd,
Tiere, Kiefernwälder, ähnlich wie
Schweden (Mittsommer, traumhafte
Landschaft), Wollmütze, rote Bäckchen,
Skilaufen, Lappland, unscheinbar, groß,
sehr viele Mücken, Sauna, weit weg,
kalt, nicht sehr bekannt, scheu, reich
an Erdöl und dadurch an Geld, depressiv,
naturverbunden, Handy telefonieren,
Polarkreis, Rudolf – das rotnasige
Rentier, hässliche Bärtchen, Sauna,
Säufer, NOKIA, Sauna, dicklich,
gelassen, Jan Sibelius (Finnlandia,
große Symphonie), Eis, viel flache
Landschaft, menschenleere Landschaft,
viele zusammenhängende Seen,
Sprache mit keiner anderen europäischen
Sprache verwandt, gutes
Abschneiden bei der Pisa-Studie,
Helsinki, Sauna, Schnee, Skilanglauf,
Eis, naturverbunden, weitherzig, blond,
Skifahren, Einsamkeit, Sauna, angeln,
viele Mücken, introvertiert, viele Seen*

Mareike Hölter: „Die Europäerin / Finnland“

Alle Menschen sind sterblich

Sokrates war sterblich

Daher sind alle Menschen Sokrates

Woody Allen

Vom Zentrum zur Peripherie

und wieder zurück

von Aleida Assmann

Reisen ins Herz der Finsternis

1. Zur Dialektik von Zentrum und Peripherie

Zentrum und Peripherie sind relationale Begriffe. Der eine bleibt unverständlich ohne den anderen. Jeder ist vom Pole des anderen her definiert und verändert seine Bedeutung mit dessen Veränderung oder Verlagerung. Damit sind die Begriffe Zentrum und Peripherie aber nicht nur relational, sondern auch relativ. Das wird besonders deutlich, wenn wir von der Optik und der Struktur des Wahrnehmungsaufbaus ausgehen. Die äußerste Peripherie, die den Blick in die Ferne saumt, ist der Horizont, der eine verschwommene und bewegliche Grenze darstellt. Mit der Standpunktabhangigkeit und Beweglichkeit des Betrachters verschiebt sich die Grenze unentwegt in eine Ferne, deren Unerreichbarkeit und Undeutlichkeit allein konstant bleiben.

„Der Horizont ist das einzige Element des Blickfeldes, das sich nicht (...) umgehen, umschreiben und allseitig erschöpfend in Sichtbarkeit überführen ließe.“

Der Horizont ist „nur ‚erweiterbar‘ durch Verlegung des Blickpunkts, durch Progression auf das Unbekannte zu. (...) Auf diese Weise kommt es zu einer perspektivischen Drift in Richtung auf das Andere der Grenze, zu einem scheinbaren Dezentrieren der Zentrierung.“ In dieser unendlichen Verschiebbarkeit der Horizontlinie ist eine Unruhe angelegt, die als geistige Produktivkraft das Ideal eines unermüdlichen Fortschreitens angestoßen hat. Der Horizont ist ambivalent: in seiner kontingenten Realität ist er eine erreichbare

Grenze, die der Erkundung harrt. In seiner strukturellen Logik ist er eine unerreichbare Grenze, an der man ebensowenig ankommen kann wie am Ende eines Regenbogens, wo nach der Prophezeiung des Sprichworts ein Topf mit Gold begraben sein soll. In diesem Sinne ist der Horizont nicht nur das Versprechen einer immer neuen Möglichkeit, sondern auch einer unhintergehbaren Randzone, die unser Sichtfeld konstituiert, indem sie es begrenzt. Unser Blick ist immer schon hierarchisch gestuft in eine klare und scharfe Nahе und eine unscharfe und summarisch Weite. Sobald wir uns an die Peripherie begeben, um das Ferne schärfer sehen zu können, rückt anderes in die verschwommene Ferne und so weiter in einem unendlichen Regress. Ähnlich wie die räumliche Logik des Blicks gliedert sich die Ökonomie der Aufmerksamkeit notwendig in Zentrum und Peripherie, d.h. in Elemente, die im Scheinwerferkegel der Fokussierung gehalten werden, und solche, die sich in der diffusen Dämmerung der Zerstreuung und Unaufmerksamkeit verlieren.

Wenn wir von den Gesetzen und der symbolischen Bedeutung der Optik zu expliziter territorialen Konzepten von Zentrum und Peripherie übergehen, verändern sich die Begriffe, je nach dem, ob wir von Kolonisierung, von Eroberung oder von Kolonialisierung sprechen.

Im Kontext von Kolonisierung ist Peripherie etwas, das zunächst außerhalb der Reichweite lag, aber durch bestimmte Kulturtechniken in den Herrschaftsbereich des Zentrums gebracht wird. Mit Kolonisierung haben wir es zu tun, wo unbewohnte und unbewohnbare Regionen durch Trockenlegung von Sümpfen, durch Bewässerung von Wüste oder durch

Bebauung von Steppenregionen bewohnbar gemacht werden. Von Kolonisierung kann überall dort die Rede sein, wo die Ausdehnung eines Herrschaftsbereichs mit dem Spaten und nicht mit dem Schwert erfolgt, wo also die Landnahme und Landgewinnung nicht mit der Vertreibung einer Urbevölkerung einhergeht. Um diese peripheren Zonen als menschlichen Lebensraum zu erhalten, bedarf es einer beständigen Arbeit und Pflege.

Das weitaus häufigere Mittel der Besetzung und Hinzugewinnung peripherer Räume erfolgt freilich mit dem Schwert. Eroberung ist der gewaltsame Kampf gegen eine Urbevölkerung, die aus ihrem Land vertrieben, ausgerottet oder in entmachteter Form in das eroberte Land aufgenommen wird. Die Geschichte Europas und Nordamerikas ist eine Geschichte der gewaltsamen Expansion von Stärkeren auf Kosten von Schwächeren. Imperialismus kann definiert werden als eine Mischung aus Kolonisierung und Eroberung. Die Ausdehnung des u.s.-amerikanischen Herrschaftsbereichs vom Osten nach Westen zum Beispiel erfolgte mit Spaten und Gewehren. Sie stellte sich dar als das Projekt einer doppelten Eroberung von Wildnis und Ureinwohnern. Frederick Jackson Turner hat die amerikanische Westgrenze, die über zwei Jahrhunderte hinweg durch Siedlungen immer weiter vorgeschoben wurde, als das zentrale nationale Projekt der Amerikaner identifiziert, mit dem der Abstand von Europa markiert und auf das die Geburt der Nation gegründet wurde. In der Dynamik dieser Ausdehnung, so schreibt er, „ist die Grenze der äußerste Rand der Bewegung – der Treffpunkt zwischen Wildheit und Zivilisation.“ Sobald die Umwandlung von Wildheit in Zivilisation vollzogen ist, löst sich der ursprüngliche Gegensatz von Zentrum und Peripherie auf. Die imperiale territoriale Ausdehnung durch Eroberung führt zu einer fortschreitenden

Aneignung durch Einverleibung von Randzonen, die damit ihren peripheren Charakter verlieren und Teil eines homogenen Herrschaftsbereichs werden. Nach Eingliederung in eine großräumige politische Organisation und Verwaltung verliert die anfängliche Differenz zwischen Zentrum und Peripherie ihre Bedeutung.

Absolut grundlegend und dauerhaft ist dagegen die hierarchische Struktur von Zentrum und Peripherie für den Kolonialismus, wo vom Zentrum eines Mutterlands aus in räumlicher Ferne Kolonien gegründet werden, in denen ein Staat Besitz- und Herrschaftsansprüche über Völker einer anderen Sprache und Kultur geltend macht. Das Verhältnis von Herren und Knechten nimmt dabei die spezifische Qualität an, daß „eine gesamte Gesellschaft ihrer historischen Eigenentwicklung beraubt, fremdgesteuert und auf die – vornehmlich wirtschaftlichen – Bedürfnisse und Interessen der Kolonialherren umgepolt wird“. Der geographische Abstand zwischen Zentrum und Peripherie bleibt strukturbildend und wird als ein kulturelles Gefälle bewertet. Das Zentrum legitimiert seine Macht über das Zentrum mit kultureller Höherwertigkeit bzw. Rückständigkeit der Beherrschten und entwickelt dafür „sendungsideologische Rechtfertigungsdoktrinen“.

Die koloniale Relation der Begriffe von Zentrum und Peripherie entsteht durch die Verschränkung zweier aufeinander eingestellter Perspektiven. Sie funktioniert ähnlich wie die Verschränkung von Herr und Knecht: ohne die gegenseitige Anerkennung der konträren Macht-Positionen könnte sinnvoll weder von einem noch vom anderen die Rede sein. Herren müssen durch Knechte, Zentren durch ihre Peripherie, der Machtmittelpunkt muß von außen her bestätigt werden. Zentren, die keine Chance auf symbolische Anerkennung, normative Ausstrahlung oder Bereitschaft zum Gehorsam haben, sind ausgehöhlt und können sich nicht lange halten. Damit ist schon angedeutet, daß es immer mehrere und zum Teil sehr unterschiedliche Aspekte sind, die Zentren zu

Zentren und Peripherien zu Peripherien machen. Das Kapital von Zentren steckt vorrangig in drei Dimensionen, die in der Regel eng miteinander verschränkt sind: symbolisches Kapital, normative Kraft und physische Gewalt. Die Entkoppelung dieser Dimensionen führt zu Legitimationskrisen und einer Aufweichung der relationalen Struktur.

Die historische Forschung zeigt, daß es in der Geschichte keine Zentren gibt, die ihre Position auf Dauer unangefochten behaupten konnten. Ein wesentlicher Motor der Geschichte besteht gerade darin, daß durch Umsturz und Wandel aus Zentren Peripherien werden und umgekehrt. Ein Beispiel dafür ist die geo-kulturelle Mittellage Europas mit seinem symbolischen Zentrum eines ersten und zweiten Roms. Daß es ein zweites, östliches Rom mit Namen Byzanz und später Konstantinopel gab, beweist bereits, daß jegliches Zentrum mit seinen Ansprüchen auf Macht und Dauer immer schon umstritten und durch gegenteilige Ansprüche begrenzt ist. Das dauerhafte Zentrum, den Nabel (omphalos) der Welt gibt es nur als ein mythisches Phantasma, und ein Quäntchen von dieser mythischen Qualität wohnt allen Ansprüchen auf dauerhafte Zentralität inne.

Eroberungen, die das hierarchische Feld der Kräfte neu ordnen, sind eine entscheidende Voraussetzung für die geopolitische Neuordnung von Zentrum und Peripherie. Aber nicht nur die militärische Auseinandersetzung führt zur Erosion dieses Verhältnisses, auch eine Legitimations- und Wertkrise, die vom Zentrum selbst ausgeht, kann zu einem Umschwung führen. Im Folgenden sollen zwei Texte vorgestellt werden, in denen das koloniale Verhältnis von Zentrum und Peripherie problematisch wird. Der erste Text ist der für diese Thematik ‚zentrale‘ Roman Joseph Conrads mit dem Titel Heart of Darkness (geschrieben 1899, publiziert 1902), der als ein Schwellentext der Jahrhundertwende von weltliterarischer Bedeutung eingestuft worden und wie kaum ein anderer geeignet ist, Grundfragen des Verhältnisses von Zentrum und Peripherie zu diskutieren. Der zweite

Text ist hundert Jahre später entstanden und stammt von dem deutschen Autor Stefan Wackwitz, der in seinem autobiographischen Roman Ein unsichtbares Land dem deutschen Kolonialismus im Rahmen seiner eigenen Familiengeschichte nachspürt.

2. Joseph Conrad, Heart of Darkness (1902)

Der Autor stammt aus einer polnischen Familie aus der russisch dominierten Ukraine. Seine Eltern waren erklärte polnische Patrioten, die von den russischen Besatzern in die nördlichste Provinz Vologda ins Exil geschickt wurden. Dort sind beide aufgrund der Anstrengungen und Entbehrungen früh verstorben und ließen den 11-jährigen Sohn als Waisen zurück. Von dieser äußersten Peripherie aus arbeitete sich der Junge allmählich zurück in ein neues Zentrum. Er fuhr viele Jahre zur See und machte in der britischen Handelsmarine Karriere. Als er 1886 mit knapp 30 Jahren als britischer Staatsbürger naturalisiert wurde, war in im Zentrum der weltumspannenden Kolonialmacht des British Empire angekommen. Seine Bücher reflektieren den Glanz dieses Imperium ebenso wie dessen Legitimitätsverlust, verbunden mit tiefem Selbstzweifel und Identitätskrisen aus der Perspektive des Grenzgängers Józef Teodor Konrad Korzeniowski.

Heart of Darkness beginnt mit der Beschreibung eines Sonnenuntergangs auf einem Schiff, das auf der Themse vor Anker gegangen ist. An Bord befindet sich eine kleine Besatzung von Männern, unter denen sich ein melancholisch meditative Stimmung ausbreitet, in die hinein einer von ihnen eine lange Erzählung – den Inhalt des Buches – hineinspricht. Der Schauplatz dieser Erzählung ist die Themse, die als „Anfang einer unendlichen Wasserstraße“ beschrieben wird, die bis zu den äußersten Enden der Erde reicht“. Die Themse als Portal

einer weltumspannenden Wasserstraße wird in der Perspektive der meditierenden Seeleute zum zentralen Symbol des kolonialen Projekts, das mit den merchant adventurers des 16. und 17. Jahrhunderts begann. Die nationalen Helden werden als ‚Ritter des Meeres‘ zusammen mit den Namen ihrer Schiffe in eine heroische Erinnerung zurückgerufen.

„Hunters for gold or pursuers of fame, they all had gone out on that stream, bearing the sword, and often the torch, messengers of the might within the land, bearers of a spark from the sacred fire. What greatness had not floated on the ebb of that river into the mystery of an unknown earth! ... The dreams of men, the seed of commonwealths, the germs of empires.“

Mitten in diese ehrfurchtsvolle heroische Erinnerung bricht der Erzähler mit einem Satz ein, der die Koordinaten der Geschichte und

Geographie plötzlich grundlegend in Frage stellt:

„And this also,“ said Marlow suddenly, „has been one of the dark places of the earth.“ Marlow, dem man nicht widerspricht, weil man sich von ihm paradoxe Interventionen erwartet, erläutert den schweigenden Anwesenden seine Perspektive. Er macht ihnen klar, daß kein historischer Moment in sich das Potential zur Dauer hat, und daß auch alle historischen Errungenschaften nicht mehr Bestand haben als die Blitze am Gewitterhimmel. „We live in a flicker – may it last as long as the old earth keeps rolling! But darkness was here yesterday.“ In dieser die Jahrtausende überspannenden Sicht treffen die Extreme aufeinander. Die Fackel des britischen Kolonialismus hat nicht immer geleuchtet und, so dürfen wir mit Marlow in dieser melancholischen Stunde des Sonnenuntergangs vermuten, sie wird nicht immer leuchten. In seiner Imagination stellt er sich den römischen Befehlshaber vor, der einst

einmal in die finstere nördliche Provinz beordert worden ist. Das, was heute Zentrum ist, war damals äußerste Peripherie:

„The very end of the world, a sea the colour of lead, a sky the colour of smoke (...) precious little of eat fit for a civilized man, nothing but Thames water to drink. (...) Here and there a military camp lost in a wilderness, like a needle in a bundle of hay– cold, fog, tempests, disease, exile, death– death skulking in the air, in the water, in the bush.“

Unvermittelt neben die heroische Erinnerung mit ihren leuchtenden Namen und ihrer Sprache der Ehre und des Ruhms tritt plötzlich der Blick in eine andere Geschichte. Es wird die andere, die Nachtseite des kolonialen Projekts beschworen, die Marlow mit Begriffen wie Dunkelheit, Tod, Wildnis, Wildheit, Geheimnis, Abscheu und Faszination andeutet. Es ist die Seite, die der Sprache und dem Bewußtsein entzogen bleiben. So, wie man den in den Krieg ziehenden Soldaten nicht die körperlichen Qualen, die Wahrscheinlichkeit ihres eigenen Sterbens und die Vergeblichkeit des ganzen Unternehmens vor Augen stellen darf, wenn man ihre Kampfmoral erhalten möchte, so darf man den am kolonialen Projekt Beteiligten auch nicht dessen demoralisierende Abgründe zu Bewußtsein bringen. Genau das aber tut er an diesem Abend mit seiner Erzählung auf der Höhe von ‚Gravesend‘; Autor und Erzähler schaffen eine Fermate, in der unter geschützten Bedingungen ausnahmsweise zur Sprache kommen darf, was in den sozialen Rahmen der Kommunikation normalerweise ausgeblendet bleiben muß. Genau das ist die privilegierte Rolle der Literatur: Peripheres aufzubereiten fürs Zentrum, oder, mit anderen Worten: Räume zu schaffen für die Versprachlichung dessen, was unterhalb der Schwelle des Bewußtseins und



„ANFANG EINER UNENDLICHEN WASSERSTRASSE“
FOTO: ROBERT KRZEMIŃSKI

der sozialen Kommunizierbarkeit verbleibt. In Marlows Gedankenexperiment tauschen Zentrum und Peripherie ihre Plätze; der Ort auf dem Schiff auf der Themse, wo sich eine Gruppe von Männern nach Sonnenuntergang auf das Abenteuer einer Erzählung einläßt, wird als Zentrum der Welt beschrieben, von wo aus seit der Neuzeit alle Wasserwege bis zu den Enden der Welt ihren Anfang nahmen und wohin die Erträge zurückflossen. Dieses Zentrum war selbst einst die äußerste Peripherie, auf die sich wenige Wagemutige mit ähnlichen Zweifeln und Gefahren eingelassen haben müssen, wie sie die heutigen Seefahrer bedrängen. Diese relativierende Perspektive, die Zentrum und Peripherie kurzerhand austauscht, wird allerdings (noch) nicht wirklich zugelassen; dem steht eine Werthierarchie entgegen, die das koloniale Projekt der Briten von dem Eroberungsprojekt der Römer absetzt. Während die Römer nur das Schwert brachten, bringen die Briten Schwert und Fackel.

„The conquest of the earth, which mostly means the taking it away from those who have a different complexion or slightly flatter noses than ourselves, is not a pretty thing when you look into it too much. What redeems it is the idea only. An idea at the back of it; not a sentimental pretence but an idea; and an unselfish belief in the idea – something you can set up, and bow down before, and offer a sacrifice to...“

Die Briten zeichnet vor den Römern zweierlei aus: die Hingabe an das ‚Prinzip der Effektivität‘ und an eine Idee, die das Projekt validiert und den höchsten Einsatz bis hin zum eigenen Leben rechtfertigt und sinnvoll macht. Marlows Unterscheidung zwischen römischer Eroberung und britischem Kolonialismus überschreitet in ihrer Explizitheit alles, was einer Legitimation dieses Projekts dienlich ist. Die auf reine Machtexpansion angelegte Gewaltherrschaft des Schwertes muß, wie schon seit der Zeit der Kreuzzüge, durch die

Fackel einer lichtbringenden religiösen oder zivilisatorischen Mission ergänzt werden, um sich vor sich selbst und anderen rechtfertigen zu können. Das Muster der Legitimationsrhetorik in dieser Weise bloßzulegen ist der erste Schritt der Aushöhlung des tragenden Fundaments; der zweite wird die Aushöhlung der die Idee des kolonialen Projekts selber sein durch den Nachweis ihrer Unumsetzbarkeit, Vergeblichkeit und Absurdität. Conrad gestattet seinem Erzähler einen zynischen, von jeglicher Rhetorik der Ehre und des Sinns geläuterten Blick auf die Welt. Es ist eine Perspektive, die er an der Peripherie des Imperiums gewonnen hat und die er – an Stelle des üblichen Reflexes an materiellen Gütern – zum Zentrum zurückbringt. Unter der Hand hat sich der Funke des missionarischen Lichts in eine depressive Dunkelheit verwandelt, die sich mit fortschreitender Erzählung immer mehr ausbreitet.

Die Frage nach Zentrum und Peripherie kommt auch zur Sprache in der Beschreibung der eigenen Ziele, in der Conrad seinem Erzähler deutlich autobiographische Züge verliehen hat. Er spricht davon, daß er als Junge stundenlang über Landkarten träumte, auf denen noch viele weiße Stellen verzeichnet waren. Südamerika, Afrika und Australien wiesen solche Regionen auf, die ihn mit einer unwiderstehlichen Magie anzogen. Sie alle enthielten das glanzvolle Versprechen einer heroischen Exploration des Unbekannten und eines Beitrags zum Fortschritt menschheitlichen Wissens. Als er älter wurde, verschwanden einer nach dem anderen die weißen Flecken auf der Landkarte und wurden mit einem Netz von Flüssen und Ortsnamen überschrieben. Das galt auch für das Gebiet des Belgischen Kongo, den letzten und größten weißen Flecken. Damit war das Geheimnis dieses Ortes für den Erzähler jedoch keineswegs verschwunden, es hat nur seine Qualität verändert: aus weißen Flecken der Unbekanntheit wurde allmählich der schwarze Fleck der Nicht-Kolonisierbarkeit, des Scheiterns westlicher Rationalität, des Triumphs der Wildnis.

Die Reise vom Zentrum zur äußersten Peripherie, die Conrads Roman nachzeichnet, ist nicht allein in räumlichen Koordinaten meßbar. Es ist auch eine Reise auf der Achse der Zeit von der Gegenwart zurück in eine unbekannte prähistorische Welt. Die Evolutionstheorie Darwins hatte in der Mitte des 19. Jahrhunderts den selbstgefälligen Fortschrittsmythos des modernen Menschen unterwandert und ihm das Bild eines Menschen gegenübergestellt, der genetisch nicht nur mit den Affen verwandt ist, sondern diese Verwandtschaft in Form von rudimentären Merkmalen weiter in sich trägt. Von hier aus war es nur ein Schritt zu einer Theorie des Atavismus, die erklärte, daß die prä-zivilisatorischen Anfänge des Menschen nicht ein und für alle mal überwunden waren, sondern daß der Weg zurück zu diesem Ursprung immer offen war. Der Erzähler Marlow beschreibt seine Expedition nicht nur als eine Raum- sondern auch als eine Zeitreise:

„Going up that river was like travelling back to the earliest beginnings of the world, when vegetation rioted on the earth and the big trees were kings. An empty stream, a great silence, an impenetrable forest. We penetrated deeper and deeper into the heart of darkness. We were wanderers on prehistoric earth, on an earth that wore the aspect of an unknown planet. (...) The prehistoric man was cursing us, praying to us, welcoming us – who could tell? We were cut off from the comprehension of our surroundings (...) We could not understand because we were too far and could not remember, because we were travelling in the night of first ages, of those ages that are gone, leaving hardly a sign – and no memories.“

Vor diesem Hintergrund sind die schwarzen Eingeborenen, denen er begegnet, nicht der

Inbegriff des kulturell Fremden, sondern Verkörperung einer früheren Menschheitsstufe, Urahnen seiner eigenen Entwicklung und eines früheren Zustands, von dem er ahnt, daß er vielleicht nie vollständig überwunden werden kann. Der tiefe Schock rührt daher, daß er sie nicht als Vertreter einer fremden Spezies abtun kann, sondern als integralen Bestandteil seiner eigenen Geschichte anerkennen muß. Die Eingeborenen in ihrer wilden Fremdheit sind eines gerade nicht: unmenschlich. „Well, you know, that was the worst of it – this suspicion of their not being inhuman. (...) They howled and leaped, and spun, and made horrid faces; but what thrilled you was just the thought of their humanity – like yours – the thought of your remote kinship with this wild and passionate uproar.“ Die tiefere Fremdheit rührt daher, daß hier keine Grenze zum Schutz der eigenen Identität gezogen werden kann, sondern ein Bestandteil der eigenen Identität wiederentdeckt wird, zu dem es allerdings keinen direkten kommunikativen Zugang gibt. Keine Erinnerungen reichen an diese Vorzeit heran, sodaß das Innerste des kolonisierenden Menschen, sein eigener Ursprung, im Dunkeln liegt und Gegenstand eines uneinholbaren Mysteriums bleibt.

Die Raum- und Zeitreise ins Herz der Finsternis ist also vordringlich eine Erkundungsreise in die menschliche Seele und in die dort lauernden dunklen Regionen. Diese Reise der Selbst-Exploration und Selbst-Begegnung kann auch als ein Projekt der inneren Kolonisierung beschrieben werden, wo es – ähnlich wie bei seinem Zeitgenossen Sigmund Freud – darum geht, das Periphere aus dem Schatten des Vergessens und Verdrängens herauszuholen und es dem Zentrum des Bewußtseins zuzuführen. Freud hat dieses Projekt als ein heroisches stilisiert; er sprach von „Fortschritt in der Geistigkeit“ und hat es mit Landgewinnung (sein Beispiel war die Trockenlegung des Zuider-Sees) verglichen. Bei Conrad sind diese mythisch heroischen Züge des Projekts getilgt. Die Stimmung des Erzählers

ist von Entzauberung, Desillusionierung und zynischer Ent-Selbsttäuschung geprägt. Das fremde Eigene, das der mythische Kolonisator Englands, der Heilige Georg, in Gestalt des Drachens bezwungen hatte, läßt sich bei Conrads nicht mehr so einfach abspalten, externalisieren und dämonisieren. „We are accustomed to look upon the shackled form of a conquered monster, but there – there you could look at a thing monstrous and free.“ Das Projekt der inneren Kolonisierung besteht darin, dieses Fremde als Teil des Eigenen anzuerkennen und damit Peripherie und Zentrum in ein neues Verhältnis zu setzen. Die rückhaltlose Forderung des ‚Erkenne Dich selbst!‘ mündet bei ihm in die wenig schmeichelhafte Einsicht, daß es in der menschlichen Seele Regionen gibt, die auf die Urschreie, die Marlow um sich herum hört, antworten. Zwar gibt es, wie bereits betont, zu diesen Grundschichten menschlicher Existenz keine Brücke der Kommunikation und Erinnerung, aber es gibt unheimliche Reflexe und Resonanzen, rudimentäre Spuren, die sich am Bewußtsein und am normativen Selbstbild vorbei zur Geltung bringen: „if you were man enough you would admit to yourself that there was in you just the faintest trace of a response to the terrible frankness of that noise, a dim suspicion of there being a meaning in it which you – so remote from the night of first ages – could comprehend. And why not? The mind of man is capable of anything – because everything is in it, all the past as well as all the future.“

Der Geist des Menschen ist zu allem fähig – mit dieser Diagnose hat Joseph Conrad das 20. Jahrhundert eröffnet. Conrad, der im Jahre 1924 starb, konnte nicht ahnen, was von diesem ‚alles‘ im Laufe des 20. Jahrhunderts entborgen werden würde. In Heart of Darkness erfand er obendrein einen Protagonisten, dem er den deutschen Namen ‚Mr. Kurtz‘ gab, und den er ein Pamphlet über die Unterdrückung wilder Sitten schreiben ließ. Dieser Text zerfällt in zwei Ebenen, einen aus mitreißenden edlen Worten komponierten Text des Enthusiasmus

und Wohlwollens, und ein Postskriptum, das auf den unteren Rand der letzten Seite gekritzelt ist und den lapidaren Imperativ enthält: „Exterminate all the Brutes!“ Im Prisma des Mr. Kurtz changiert das Projekt des Kolonialismus zwischen hochfahrender kultureller Mission und uneingeschränkt barbarischer Gewalt. Progression und Regression bleiben unentwirrbar aneinander gebunden. Hundert Jahre nach der Veröffentlichung von Heart of Darkness haben diese Sätze einen Klang angenommen, den wir nicht mehr von ihnen ablösen können. Zweiter Weltkrieg und Holocaust haben uns Einblicke ins menschliche Herz der Finsternis gewährt, von denen sich Conrad noch nichts träumen ließ. Gewiß, er behielt recht mit seiner Skepsis gegenüber dem zivilisatorischen Fortschritt als einem stets umkehrbaren Projekt. Doch seine Diagnose der menschlichen Seele ging in eine falsche Richtung. Die traumatische Geschichtserfahrung des Holocaust, die nach mehr als einem halben Jahrhundert nichts von ihrer überwältigenden Schock-Qualität verloren hat, lehrt, daß der Rückschlag nicht von der äußersten Peripherie und der Tiefe der Vorgeschichte kam, sondern aus dem Herzen des modernen Europa, aus Deutschland, dem Land der Dichter und Denker, der Bildung und Philosophie, der Wissenschaft und Technik. Auschwitz mit der Welt des finsternen Mittelalters, dem Barbarischen, dem archaisch Primitiven zu verbinden, ist eine falsche Metapher. Es entstammt einer radikal modernisierten Kultur und ist, wie Zygmunt Bauman gezeigt hat, potentieller Bestandteil des modernen Menschen.

3. Stefan Wackwitz: Ein unsichtbares Land (2003)

Ich möchte im zweiten Teil meines Beitrags die Frage nach Zentrum und Peripherie auf die geographische Randlage und gleichzeitige



„CHINA SHIPPING“ FOTO: ROBERT KRZEMIŃSKI

zentrale Weltbedeutung von Auschwitz anwenden. Einen interessanten Einstieg in diese Thematik vermittelt das Buch von Stefan Wackwitz mit dem Titel Ein unsichtbares Land, das im Untertitel als ‚ein Familienroman‘ gekennzeichnet wird und damit auf das Projekt eines 1954 geborenen Westdeutschen verweist, welches darin besteht, sich mithilfe der Memoiren seines Großvaters durch mehrere Generationen seiner Familiengeschichte hindurchzuarbeiten. Im Fokus des autobiographischen Textes steht der Wunsch, die persönlich bezeugte und erfahrene Familiengeschichte mit der nationalen Geschichte zu kreuzen, um an diesen Schnittstellen durch Reibung Funken zu erzeugen in der Hoffnung, ein neues Licht auf die Vergangenheit zu werfen und ihre schwierige Aneignung zu ermöglichen.

Im Mittelpunkt dieser schwierigen Aneignung steht die Geschichte des Großvaters, der als Teilnehmer des 1. Weltkriegs und preußischer Landrat in aktiven Widerstand zur Versailler Nachkriegsordnung trat, der mit der Freikorps-Bewegung sympathisierte und sich am Kapp-Putsch beteiligte. Seine deutsch-nationale Gesinnung war reaktionär, weil er sich mit dem reduzierten Deutschland in den Grenzen von 1918 nicht abfinden konnte. Aus diesem Geist erwuchs eine politische Romantik, die ihn in die Peripherien des damaligen Staates zog. Die 20er Jahre verbrachte er in Anhalt als protestantischer Pfarrer an der Grenze zwischen Polen und Schlesien, 1933 ging er bis zum Ausbruch des 2. Weltkriegs nach Windhuk ins ehemalige Deutsch-Südwestafrika, heute Namibia, das seit 1915 freilich nicht mehr deutsche Kolonie sondern sudafrikanisches Mandatsgebiet war. Er verbrachte sein aktives Leben auf peripheren Außenposten, wo er deutsche territoriale Ansprüche gegen für ihn unzumutbare politische Realitäten aufrechterhielt.

Drei mal zitiert der Enkel Stefan Wackwitz in seinem Buch einen Satz aus den Memoiren des Großvaters, in dem dessen romantisch-koloniale Sehnsucht mit folgenden Worten zum Ausdruck kommt:

„War es der unbewußte Drang in die freie Weite, den ich später so oft in Südwestafrika fühlte, war es der Sog des auf Tat und Unterwerfung wartenden Ostlandes, dem die mittelalterlichen Vorfahren gefolgt waren, oder war es die polnische Großmutter, die in mir rumorte? (98, vgl. auch 190, 210)“

Wie Joseph Conrad und sein Erzähler Marlow angesichts der weißen Flecken auf der Landkarte unwiderstehlich in die Ferne gezogen wird, empfindet auch der Wackwitzsche Großvater einen irrationalen Drang vom Zentrum zur Peripherie. In der überkommenen Formel vom „Sog des auf Tat und Unterwerfung wartenden Ostlandes“ stecken phantasmatische Bilder, aus denen der Traum der Kolonisierung gemacht ist. Die lebensbestimmend orientierende Kraft solcher Mythen kann, wie die Biographie des Großvaters zeigt, nicht unterschätzt werden. Ihre bezaubernd verführerische Magie ist in den Köpfen und Herzen zu tief verwurzelt, um von den sich verändernden politischen Realitäten eingeschränkt, geschweige denn außer Kraft gesetzt zu werden. In der Formel des ‚auf Tat und Unterwerfung wartenden Ostlands‘ ist die Vorstellung eines weiblich passiven Landes enthalten, das auf seine Bestimmung wartet, von einem männlichen Eroberer in Besitz genommen zu werden. Diese geschlechtsspezifische Verbrämung des Kolonisierungs-Projekts hatte Conrad bereits luzide unterlaufen, als er Eroberungszüge auf primitive Gewaltausbreitung mit dem Schwert und Kolonialisierung als Mischung von Gewalt und Mission, als Allianz von Schwert und Fackel analysierte. In unserem Zusammenhang von Zentrum und Peripherie ist der Aufenthalt der Familie des Großvaters in Anhalt von besonderem Interesse. Friedrich der Große hatte 1740 Schlesien annektiert und zum Gegenstand der inneren Kolonisierung des preußischen Staates gemacht. 1770 wurde Anhalt als frederizianische Kolonie gegründet, 1921 wurde es wieder polnisch (Holdunow), womit sich

der Großvater, der hier in den 20er Jahren eine Enklave deutscher Sprache und Kultur glaubte verteidigen zu müssen, in keiner Weise abfinden konnte. Für den Enkel wurde dieses Kapitel der Familiengeschichte, das 1933 zu Ende ging, später zum Problem, weil Anhalt nur 10 km vom österreichischen Landstädtchen Auschwitz am nördlichen Rand des Habsburgerreichs entfernt war, das damals in der finstersten Provinz lag und das später zum Weltmittelpunkt einer menschheitlichen Erinnerungsgeschichte des Grauens werden sollte. „Historische Ereignisse“, so schreibt der Enkel, „entstehen manchmal erst lang, nachdem sie geschehen sind (...) Auschwitz ist heute für alle Menschen überall auf der Welt (...) ein schwarzes Loch in der Historie der modernen Welt, in das alles hineinstürzt, was in seine Nähe kommt, und dessen Ränder als drohender Horizont alles umgeben, was man von nun an über das letzte Jahrhundert und über die Geschichte überhaupt wird sagen können. Aber das war nicht immer so und es ist erst in den letzten Jahrzehnten so geworden.“ (138)

Rückwirkend fällt von dem Ort, an dem das Massenmorden technisch perfektioniert wurde, ein Schatten auf die provinzielle Idylle des protestantischen Anhalter Pfarrhauses, weil die räumliche Nähe der beiden Orte eine Verknüpfung auch über die Zeitdistanz erzwingt. Diese Verknüpfung, wir können auch von ‚Kontaminierung‘ sprechen, ist aber wohl weniger für den Großvater als für den Enkel ein Problem. Dieser jedoch markiert nicht die Grenzen des Verstehens zwischen den Generationen, sondern verwischt die Differenzen, indem er in die Erinnerungstexte des Großvaters, die mit einem Stifterischen Firnis von Ruhe und Frieden überzogen sind, die Dämonen seiner eigenen traumatisierten Seele hineinliest. Idyllischer Großvatertext (144-146) hier und traumatisierte Lektüre (146-149) dort – in solcher Arbeitsteilung entwickelt sich das

generationenübergreifende Projekt dieses Familienromans.

Der Großvater, der 1964 und 1965 seine Memoiren über die Jahre vor 1933 in Anhalt zu Papier brachte, tat dies zu einem Zeitpunkt, wo die deutsche Öffentlichkeit soeben durch den vom Generalstaatsanwalt Fritz Bauer 1963 eingeleiteten Frankfurter Auschwitzprozeß mit der alltäglichen Wirklichkeit dieses Vernichtungsorts umfassend informiert wurde. Dieser Rahmen ist aber für den Enkel offensichtlich von weit größerer Bedeutung als für den Memoirenschreiber selber. Dieser erinnert sich daran, daß man anläßlich von Besuchen im Pfarrhaus regelmäßig von Anhalt aus Gruppenausflüge nach Oswiecim organisierte, um dort die jüdische Bevölkerung zu besichtigen, die über die Hälfte der Einwohnerzahl ausmachte. Die an Exotismus interessierten Touristen staunten dann über das „primitive Leben und Treiben, den Schmutz, die Kaftanjuden mit Kappen, Pajes, Samthüten, schwarzen und roten Bärten (...) sowie das Feilschen der jüdischen Frauen um die Hühner und Enten“ auf dem Wochenmarkt.“ (177) Das Murmeln und Plappern der Gebete befremdete sie zutiefst, das Schächten ließ sie im Innersten erschauern, das jüdische Familienleben dagegen wurde von ihnen als „sauber und ehrenhaft“ gebilligt. Der Großvater endet seinen Mitte der 1960er Jahre niedergeschriebenen Lebensbericht mit den lakonischen Worten: „Es ist gut, daß der Mensch nicht in die Zukunft blicken kann.“ (178) Mit dieser Formel hat er die Erinnerung verkapselt und aus dem Kontinuum der historischen Zeit herausgehoben, in das sie der Enkel Anfang des neuen Jahrtausends wieder zurückversetzen muß.

Dieser beschreibt sein Erinnerungsprojekt als einen Familienroman, in dem er sich auf die Suche nach Familiengeheimnissen macht, aber auch als Exploration eines unsichtbaren Landes, das ihn in ferne Gegenden und fremde Zeiten führt. Das unsichtbare Land ist ein peripherer Ort, der ins Bewußtsein zurückzuholen ist, die Vergangenheit erscheint als ein fremdes Land,

in das Zeitreisen unternommen werden, ein Land der Erinnerungen, der Erfindungen, der Träume und Traumata, die durchstreifen muß, wer sich seiner Identität vergewissern, seinen Ort in der (Familien-)Geschichte erkennen und seine Zukunft selbständig bestimmen will.

Zusammenfassung

„Things Fall Apart, the Center cannot hold“ heißt es in einem berühmten Gedicht von W.B. Yeats. Die ersten drei Worte dieses Verses wurden von Chinua Achebe, dem nigerianischen Schriftsteller als Titel seines Romans gewählt. Der Vers von Yeats beschreibt aus der Perspektive des Zentrums den Zerfall einer metaphysischen Ordnung und die Bedrohung durch Chaos und Anarchie. Aus der Perspektive Achebes gewinnt der Vers eine positive Bedeutung und verweist auf den Prozeß der Dekolonisierung, der mit der Abkoppelung vom Mutterland den ehemaligen britischen Kolonien in der Folge des 2. Weltkriegs die ersehnte politische Unabhängigkeit und kulturelle Selbstbestimmung brachte. Achebe ist zugleich der Autor, der aus der Perspektive der ehemals Kolonisierten eine vernichtende Kritik von Conrads Heart of Darkness geschrieben hat, in der er Conrad des Rassismus bezichtigt und den literarischen Wert des Romans in Abrede stellt. „The Empire writes back with a vengeance“ – das ist der Tenor von Achebes Abrechnung mit dem kanonischen Autor.

„Things Fall Apart, the Center cannot hold“ – diese Worten lassen sich freilich bereits auch auf Conrads schonungslose Diagnose des britischen Imperiums an der Schwelle des 20. Jahrhunderts beziehen. Sein Roman ist eine unbestechliche Analyse der Erosion des britischen Kolonialreichs von seinen Rändern her. In einer großangelegten Anamnese überblickt er noch einmal Geschichte und Vision des kolonialen Projekts und läßt sie in das Fazit der Vergewaltigung und tiefen

Desillusionierung münden. Die Peripherie ist für den Erzähler noch ein letztes Mal Anziehungspunkt einer tiefen Faszination, doch diese Faszination wird in diesem Anti-Bildungsroman im Laufe seiner Initiationsreise in die Abgründe der menschlichen Seele vollständig ausgehöhlt und dementiert. Die Peripherie wird umgewertet von einer der Entdeckung harrenden und ein Geheimnis bergenden Zone in eine Region der menschlichen Seele, die zu konfrontieren und anzuerkennen eine tiefgreifende Desillusionierung bedeutet und zu einer schweren Antriebshemmung führt.

Über die Lektion, daß die Expansionsgeschichte des deutschen Großreichs nach Ende des ersten Weltkriegs abgeschlossen war, hat sich der Großvater von Stefan Wackwitz hinweggesetzt. Um mit aller Kraft zu verhindern, daß die Dinge fern vom Zentrum auseinanderfallen, hat er seine ganze Kraft in den Dienst am kolonialen Reich gestellt und in seinem Leben unterschiedliche Außenposten besetzt. Im Gegensatz zu Conrad, der die Erosion der Peripherie als manifestes Symptom der kolonialen Krankheit diagnostizierte, ging es dem Großvater Wackwitz darum, kulturelle Energie in die Außenposten eines Reichs zu injizieren, dessen Zentrum freilich noch viel früher und radikaler implodierte als das des British Empire. Im Roman von Wackwitz ist Peripherie die Zone, in der der Traum vom Imperium weitergeträumt wird, eine hinterwäldlerische Region, in der die Realität der politischen Umstürze nicht zur Kenntnis genommen und obsoletere Mentalitäten und Denkmuster sich noch lange Zeit behaupten können. Mit dem Austausch von Anhalt und Auschwitz ist es freilich auch der Ort des Umschlags von Peripherie in ein Zentrum, von dem her die Weltgeschichte neu geschrieben und die politischen Werte und Ansprüche neu geordnet werden müssen.



„KASZĚBĚ I“, FOTO: DARIUSZ RADTKE

Prowincja

Wariacje na temat prowincji

1. Largo maestoso

Jednopiętrowe kamieniczki - podobno zabytkowe, odnowione na użytek jednej widokówki, przycupnięte przy poszerzonych kosztem chodników arteriach. Otwarty świat przeciska się przez wąskie gardło zwartej zabudowy. Droga szybkiego ruchu ociera się o rynek, przecina ciasne kaniony uliczek dziewiętnastego wieku, potem przebija ogródki działkowe i oddziela przerzedzony sosnowy las a za nim zasłonięte szeregiem bill-boardów wysypisko śmieci od czteropiętrowego osiedla. Za chwilę masyw koron drzew pochłonie gotycki ostrosłup kościoła, jeszcze tylko przejazd kolejowy, łagodny łuk zakrętu i miasteczko, przejechane w siedem minut, ostatecznie zniknie w lusterku wstecznym - bez pomocy siedmiu gór i siedmiu rzek. Skok ciśnienia, różnica tempa: czas pośpieszny wdziera się czas lokalny. Autobusy PKS skręcają prawie po czubkach butów nazbyt powolnych przechodniów. Przy krawężniku zatacza się nietrzeźwy staruszek i zaraz wpadnie pod koła. Podobny do wydłużonego owczarka żółty kundel zmierza truchtem po asfalcie do przeciwległej bramy, ale również nie zdąży uskoczyć przed nadjeżdżającym z piskiem pojazdem. Nad kratką ściekową zabytkowej pompy brzęczą sennie muchy, mieniące się tęczą na zielonych odwłokach. Chemiczna tęcza układa się na obrzeżach wysychającej kałuży w rozpadlinie zmiążdżonego przez TIRy chodnika. Upadająca spółdzielnia kuśnierska „Tęcza” koślawą kaligrafią oferuje zniżkę cen za uszycie niemodnego futra. Znudzony fryzjer ustawia przed pustym zakładem krzesło i z nosem w piśmie ilustrowanym czeka

na klientów. Aptekarz metodycznie ściera nie istniejące pyłki z dębowego kontuaru i spogląda na ratuszową wieżyczkę, gdzie wskazówka utknęła dwie kreski przed dwunastą. Para spoconych autostopowiczów czterokrotnie okrąży rynek w poszukiwaniu wyjścia z zamkniętego kręgu kamienic. W końcu z rezygnacją przysiadają wsparci o plecaki pod pamiątkowym głazem narzutowym zdobiącym skwer, zacieniony jarzębiną. Obok, na trójkolorowej ławce, strzeżonej przez dwa kosze na śmieci w kształcie pingwinów, grają w szachy emeryci. Ruda dziewczynka zastanawia się, czy pokruszyć resztę nadgryzionej bułki i nakarmić nią spalone gołębie, człapiące bezpiecznie po szaro-beżowej szachownicy chodnikowych płyt. Listonosz zatrzymuje rower przy niedawno odmalowanej na żółto barierce i wręcza napotkanemu adresatowi przeczytaną wcześniej widokówkę z Kopenhagi. Zaraz skręci w głąb parku, gdzie przeczyta pozostałe pocztówki, wypali na ławce papierosa i powoli pojedzie dalej. Za ostatnią przecznicą, gdzieś między warszatem samochodowym a nieczynnym punktem skupu pierza i winniczka, zanim koślawy bruk zamieni się w polną drogę na łąki, minie starą kobietę we wzorzystej chustce na głowie, która zagadnie go o rentę. Spomiędzy pelargonii na parapecie mruży się na to wszystko spasiony kot w bure prążki, nie odróżniając nie tylko kolorów, ale i dnia wczorajszego od jutrzejszego, zdarzeń spełnionych od potencjalnych i prawdopodobnych od nieuniknionych. Na dwie godziny przed zapowiadany od miesiąca spotkaniem z wybitnym reżyserem połowa miasteczka zajmuje krzesła w pałacyku, przerobionym na cudem ocalony przed wybuchem lokalnego biznesu, dom kultury „Piast”.

Za szybą restauracji „Zacisze” kelner nanosi kopiowym ołówkiem poprawki w poślizniętym menu. Przed wejściem już zbierają się przyszli klienci. Ich niecierpliwe spojrzenia omiatają ze źle pozorowanym zainteresowaniem sąsiednią witrynę sklepu z obuwem sportowym. Zawiadowca stacji z powagą spogląda na zegarek, nakłada służbową czapkę z daszkiem i jak automat wychodzi z dwuokiennego, pomalowanego na ciemny róż, budynku stacji na wyżwirowany jedyne peron. Staje na tle ogromnych zielonych donic z karłowatymi agawami i orła usypanego z białych kamyczków na tarczy z potłuczonej cegły, bokiem do gabloty z hasłami propagandowymi X Zjazdu nie istniejącej od kilkunastu lat partii - przewodniej siły narodu. Za dziesięć sekund powita dumnie wzniesionym lizakiem nawet nie zwalniający tu pociąg Intercity. Nuda wchodzi w reakcję tańczuchową ze zniecierpliwieniem. Atmosfera nieustannej sjęsty wchłania powszednią patologię. Codzienne rytuały obramowują nastrój oczekiwania ciągle na ten sam cud, który nigdy się nie wydarzy. Miasteczko cierpliwie czeka na koniec świata - jedyne wydarzenie, w którym będzie mogło uczestniczyć na równych prawach z wielkimi metropoliami.

2. Deciso alla stretta

Słowo „prowincja” zostało wymyślone przez starożytnych Rzymian chyba bez złych intencji. Opisywać miało ich posiadłości leżące poza Italią, a więc terytoria podbite i rządzone przez prokonsula lub propretora reprezentującego interes Imperium. Do dziś w niektórych krajach służy za nazwę jednostki administracyjnej jako odpowiednik regionu, departamentu, województwa czy kraju wchodzącego w skład państwa federacyjnego. Oznacza po

prostu część zależną od jakiejś całości. W Polsce (poza administracją kościelną, gdzie przejęło podobny sens) jest to słowo piętnujące i oznacza przeważnie nieduże miasto oddalone od stolicy. Już pejoratywne, ale jeszcze nie ostatnie, gdyż dalej jest dosadna „dziura” a jeszcze dalej obraźliwe „zadupie”. Dopiero te wulgaryzmy naprowadzają na właściwy trop znaczeniowy: nie chodzi tu o niewielką liczbę mieszkańców, ale o peryferyjne położenie względem centralnego ośrodka władzy; także - na uboczu ważniejszych szlaków komunikacyjnych. „Dziura” grozi utknięciem, zblądzeniem w labiryncie bezdroży; „zadupie” to już wyrok wyłączający z życia bez szansy powrotu. Ciemno tu - i dosłownie, i umyślowo. Poza tym - biednie, nudno i brak ciekawszych perspektyw życiowych. Tego stanu zmienić się nie da. Stąd można tylko uciec, choć nie zawsze to się udaje. Ludzie tu głupieją, wilki wyją a bociany zawracają. Inne przysłowie powiada, że nawet psy szczekają... swoją „odwrotną stroną”. Ciekawe, że opis beznadziejnego niedowartościowania i nudy posługuje się obrazami takich przyrodniczych cudów. Jeśli jednak słowo „prowincja” zachowało pamięć swej administracyjnej etymologii, to z pewnością już wyłącznie pejoratywny jest przymiotnik „prowincjonalny”. Ten przesądza o wszystkim i wystarcza za całą ocenę. Można wzdychać do prowincji, już znacznie trudniej do „prowincjuszy”, ale w przypadku „prowincjonalności” czy „prowincjonalizmu” jest to wykluczone.

3. Ostinato pastorale

Prowincja z opowiadań, powieści i wierszy. Z reportaży telewizyjnych i filmów fabularnych. Modelowa i niezmienna. Tak samo dawna, jak współczesna. Mimetyczna i mityczna, realna i nadrealna. Sielankowa w poezji i monstrialna w naturalistycznych scenach obyczajowych. Wygodne odniesienie dla wielkiego miasta i

funkcjonalna sceneria dla najdziwniejszych fabu. Miejsce akcji osobne, w którym wszystko może się zdarzyć, ponieważ nie dzieje się nic godnego uwagi. Laboratorium analiz ludzkich typów i społeczności lokalnych. Obserwatorium spowolnionego czasu, w którym zagęszcza się to, czego nie sposób odcedzić z pośpiechu wielkiego miasta. Życie prywatne swobodnie przenika w publiczne, gdyż wszyscy są powiązani relacjami sąsiedztwa. Poszczególności tworzą sumę policzalną i przewidywalną, która nie rozplywa się w zbiorową anonimowość. Literackie obrazy prowincji to zwykle mozaiki



„KASZĚBĚ II” FOTO: DARIUSZ RADTKE

smakowitych konkretów obserwacyjnych, ułożone w zawsze podobne parabole uniwersalnego „Wszędzie i Nigdzie”. Przystają znaczyć imiona własne i przemawiają stereotypy. Topika prowincji ujawnia zresztą repertuar dość ubogi. Prowincja cudowna i zarazem zdegradowana ze Sklepów cynamonowych Brunona Schulza z podejrzaną enklawą, Ulicą Krokodyli. Prowincja klikowa z powieści Kazimierza Orłosa Cudowna melina. Prowincja wyludniona i martwa z Opowieści galicyjskich Andrzeja Stasiuka, zawładnięta przez upiory przeszłości. Przetrwiała jeszcze w świadomości jej wersja wspomnieniowo-sentymentalna, spokrewniona z arkadiami dzieciństwa. Może to być Trzebiatów z wierszy Tadeusza

Żukowskiego (Ogród prowincji nieplewiony), wieloetniczne Barczewo z poezji Kazimierza Brakonieckiego lub kresowa Lida z powieści Aleksandra Jurewicza. Miejscowości te stają się wyjątkowe poprzez sam akt kreacji autobiograficznej. O krok istnieje prowincja umowna i utopijna, prowincja alternatywna, prowincja-azyl - miejsce ucieczek przed wielkomięskim molochem. Obydwa poręczne stereotypy przetrwały utrwalone przez Tuwima. A może byśmy tak, jedyna, wpadli na dzień do Tomaszowa? Może tam jeszcze zmierzchem złotym Ta sama cisza trwa wrześniowa... (Przy okrągłym stole) Zastygły czas wspomnień i sceneria uterażniejszonej przeszłości. Niekoniecznie musi to być Tomaszów Mazowiecki, ale w tym wypadku właśnie on mieści się w zasięgu biografii. Chodzi jednak o modelowe, oderwane od realiów topograficznych, uboczne „Gdzieś”. Rzuciłbym to wszystko, rzuciłbym od razu. Osiadłbym jesienią w Kutnie lub Sieradzu.

WKutnie lub Sieradzu, Rawie lub Łęczycy, W parterowym domku, przy cichej

ulicy. Byłoby tam ciepło, ciasno, ale miło, Dużo by się spało, często by się piło. Pociągająca utopia ewazyjna - perspektywa tymczasowej ucieczki ze stolicy, znajduje jednak przeciwwagę w świadomości ograniczeń, jakie stwarza życie na prowincji: Tam koguty rankiem na optokach pieją, Tam sąsiedzi dobrzy tyją i głupieją. (Rzuciłbym to wszystko) Schemat przeciwstawiony schematowi. Pełna symetria: idylla przegląda się w lustrze swej karykatury. Kutno to czy Sieradz - obojętne. Razem znaczy tyle co pozastoleczne „Gdziekolwiek”. Pozostaje więc oderwane od konkretnego ambiwalentne hasło, pod którym mieści

się wyłącznie kolekcja baśni, snów, wyobrażeń i urojeń. Prowincja tęsknoty i prowincja odrzucenia. Tego słowa nikt nie wymawia z opisowym obiektywizmem; zawsze jest ono naznaczone biegunowym wartościowaniem. To zawsze ideał albo koszmar. Bez neutralnego środka. Więc nie o takiej prowincji chcę mówić. O innej.

4. **Serioso poco capriccioso**

Z oddaleniem od stolicy proporcjonalnie urasta słowo „Warszawa”. Słowo-klucz. Klucz uniwersalny, czyli wytrych. Słowo - żelazny argument.

- Do Warszawy pojechał.

- A teraz siedzi w Warszawie!

- Przyjechał z samej Warszawy - słyszy się jeszcze tu i ówdzie jako świadectwo życiowego sukcesu czy nawet bezsporny dowód czyjegoś awansu, choć nazwy stolicy już się nie wypowiada z tak nabożną emfazą jak dawniej.

W wielu sytuacjach to hasło nie utraciło jednak mocy magicznego zaklęcia, wykopującego niepokonalną przepaść między nędznym „tu” a wspaniałym „tam”. „Tam” wciąż dumnie się piętrzy owa góra jak trudno dostępny szczyt w Himalajach. Stanowi wartość niepodważalną i przyjmowaną a priori. Hasło, które nierozdanko rozstrzyga sporne oceny osób i ich wytworów. To forma nobilitacji i zarazem asekuracji. Umacniająca wielkich i chroniąca małych. Przy jej pomocy każde, choćby niewiele znaczące nazwisko, nabiera czarodziejskiej mocy i staje się oczywiste, że najmniejszy nawet ktoś STAMTĄD to już KTÓS. To KTÓS większy od największego „stań”. Wszystko co tutejsze musi mieć wymiar lokalny, najwyżej regionalny i mogący liczyć tylko na protekcyjną aprobatę. To co TAM - automatycznie staje się czymś centralnym, głównym, ogólnym, wszechobowiązującym i tym samym wymusza dla siebie szacunek. Nie zawsze uzasadniony. W Warszawie nawet psy szczekają „centralnie” - pokpiwa sobie aforystycznie Stanisław Jerzy Lec. Oczywiście, przesadzam. Żyjemy w czasie

odrodzenia lokalności i regionalizmu, w czasie pośpiesznej emancypacji peryferii. Nie szkodzi, że to moda z importu, a więc może wygasnąć równie szybko jak nastąpiła - razem ze zmianą kontynentalnego wiatru, który roznosi atrakcyjną ideę „Europy regionów”. Próbuję tylko zrekonstruować - nieco karykaturalnie - pewne stereotypy prowincji, które zostały już przewyżczone. Runął wprawdzie i „mit centrali”, ale bynajmniej nie zniknął bez śladu. Pozostawił po sobie centralistyczne atawizmy. Centralizm przetrwał na ruinach centrali. Do skompromitowanego binarnego schematu „Warszawa - teren”

stolica gminy... Okazało by się wówczas, że prowincją jest wszystko - z wyjątkiem małej, niespełna dwumilionowej wyspy, „centrali”. A więc próby bezwzględego stosowania kategorii „prowincja” nie tylko niweczą jej wartość opisową, ale i doprowadzają do wniosków absurdalnych. Pojęcie to ma sens jedynie sytuacyjny i relatywny - znaczy naprawdę dopiero na styku dwóch zestawionych ze sobą obszarów.

Der ästhetische Imperativ: Willst Du erkennen, lerne zu handeln.

Heinz von Foerster 1911-2002

(bo tak ochrzciła prowincję Polska Ludowa) oczywiście nikt się już oficjalnie nie odwołuje. A jednak nie zmieniony układ ujawnia się pośrednio: w pewnych działaniach, opartych na milczących założeniach myślenia centralistycznego. Bowiem - parafrazując Szymborskiej Głos w sprawie pornografii - Nie ma prowincji innej niż myślenie. A więc samo zjawisko jest raczej sposobem myślenia niż jego przedmiotem; istnieje nie na mapie, ale w świadomości. „Prowincja” to tyle co „świadomość prowincji”, czyli przeświadczenie o „prowincjonalności” - nawet nie samych miejsc, ale zdarzeń, zjawisk i form zachowań. Z jednej strony wyznacza ją megalomania metropolii, z drugiej kompleks niższości mniejszego ośrodka. Nie ma tu granic stałych ani bezwzględnych; decydują tylko relacje i kontrastowe porównania. Jedyne na pozór prowincje można układać w łańcuchy gradacji, odpowiadające z grubsza hierarchii administracyjnej: prowincją dla stolicy regionu byłaby stolica powiatu, a dla stolicy powiatu

5. **Vivace furioso**

Tu panuje wciąż feudalna hierarchnia autorytetu. W wielu sytuacjach, kiedy istotne zjawiska artystyczne rodzą się w regionalnych ośrodkach kultury, lokalne władze zachowują się wyczekująco - jakby uznały, że samodzielnie żadnych wartości nie potrafią wylansować czy choćby tylko obwieścić, a tym bardziej odkryć czy wykreować. Godzą się jedynie odczytywać wyroki ferowane z zewnątrz (nie zawsze zresztą jest to zewnątrz centralne!), na które najmniejszego wpływu nie mają. Bierne czekanie na potwierdzenie „z góry”, które może nie nastąpić nigdy, powoduje fatalne przeoczenia i trudne do naprawienia straty dla kultury miejscowej. Obserwacja siły i kierunku wiatru może mieć wartość prognostyczną - ale pod warunkiem, że jest to profesjonalna meteorologia, a nie chałupnictwo polegające na nasłuchiwanie gwizdów za nieszczęlnym oknem i oglądzinach wyrwanych drzew. Spóźnione oceny i przeoczone fakty kulturalne to długa lista utraconych twórców z różnych

dziedzin kultury, którzy opuścili swoje miasto, by szukać szczęścia gdzie indziej. A po latach, gdy już zasłynęli w kraju, chętnie wskazuje się na ich tutejszą genezę, przynoszącą chlubę miastu i oczywiście milczy się o powodach emigracji. Odejścia te okazują się niewątpliwą stratą dla regionu dopiero „po szkodzie”, o ile zostaną w ogóle zauważone przez miejscowych decydentów instytucji kultury czy nauki. Na szczęście odpyły indywidualności wybitnych nie jest regułą bezwyjątkową, a tym samym wyjaławianie mniejszych ośrodków nie wydaje się procesem nieuniknionym. Każdy fakt niedoceny może wzbudzić jednak zażenowanie lub frustrację. Centrum dożywia się peryferiami. Dramaturg z powiatowego miasta musi zdobywać sławę nie przez sceny regionalne, ale przez ogólnopolski ośrodek telewizyjny. To przykład prowincjonalizmu o zasięgu krajowym. Rodzimy teatr alternatywny musiał przywieźć prestiżową nagrodę z europejskiego festiwalu, by zainteresowały się nim władze miasta a program komputerowy opracowany przez miejscowych informatyków zyskał uznanie w Ameryce i dopiero wówczas doczekał się taskowego zainteresowania w kraju. To już przykłady prowincjonalizmu międzynarodowego. Awans i promocja oddolna natrafiają na przeszkodę, którą jest aksjologiczna i decyzyjna niemoc. Przystawie „trudno być prorokiem we własnym domu” zyskuje tu ilustrację wręcz karykaturalną. Zrozumiała jest potrzeba oparcia w jakimś autorytecie. Na ogół jednak opinia miejscowego eksperta oceniającego fakt kulturalny się nie liczy, gdyż milcząco się zakłada, iż nie może on być miarodajnym czynnikiem opiniotwórczym. Bynajmniej nie chodzi tu przede wszystkim o zarzut niekompetencji, ani o podejrzenia klikowości czy kumoterstwa. Po prostu dzieje się tak dlatego, że jest „tutejszy”, co automatycznie go dyskredytuje. Wartość powinna być zatwierdzona „odgórnie”, gdyż tylko taka legitymacja uwalnia od kłopotliwych decyzji i ryzyka inwestowania w zjawiska niepewne. Więc prowincja to takie miejsce, w którym

wspiera się tych, co wsparcia nie potrzebują a lansuje artystów już gdzie indziej wylansowanych. Prowincja to także świat wartości nierozpoznanych, gdzie szmira i dzieło wybitne funkcjonują na równych prawach w przeciętności albo poza wszelką klasyfikacją.

6. Eroico triste con dolore

Jeśli istnieją kompleksy, trzeba zapytać o terapię. Wydaje się, że są trzy sposoby przezwyciężenia prowincjonalności, trzy drogi wyjścia. Niestety, chyba najpowszechniejszą z nich jest ta najgorsza. Można ją nazwać chorobliwą ambicją albo próbą snobistycznym awansem dokonanym na skrót. Lokalność przysłania się wstydliwie sztuczną fasadą pochodzącą z importu. Miejscową nędzę próbuje się uleczyć nie „pracą u podstaw”, ale przede wszystkim gościnnymi występami paru gwiazd z centrali. Kultura objazdowa niweluje różnice, okazjonalnie likwiduje wszelkie niedobory i daje pozór terytorialnego egalitaryzmu. Dobrze, gdy import wzbogaca miejscowe życie artystyczne; jeszcze lepiej, gdy je inspiruje. Zdecydowanie źle, kiedy je ma zastąpić. Myślenie festiwalowe pozwala na chwilę zapomnieć o nędzy codzienności, ale po wykwintej uczcie, nie mającej najmniejszego związku z dniem powszednim lokalnej kultury, nie pozostawia żadnego śladu - oprócz tęgiego kaca. Sposób drugi nie wydaje się lepszy: to urojone odwrócenie hierarchii. Przewrót znany w kulturze karnawałowej, tyle że dokonany serio w umysłach mieszkańców prowincji. Wmówienie, że oto właśnie tu jest centrum - i to nawet centralniejsze od najbardziej centralnego. Jest - ponieważ my tak chcemy. To centralistyczny nacjonalizm lokalny. Prowincjonalizm wojujący, którego jedynym celem jest poprawienie samopoczucia a nie faktyczna zmiana układu wartości. Megalomania tłumiąca kompleks niższości. Jest wreszcie wyjście trzecie - najciekawsze, choć zarazem minimalistyczne: zgoda na status wynikający z ograniczeń i budowanie na swoistych zaletach lokalności programu

pozytywnego. Odnajdywanie siły w małym terytorium i w niewielkiej społeczności o strukturze niemal „sąsiedzkiej”. Dziś znane jest w całej Polsce pismo „Pałuki” utworzone w Żninie (woj. kujawsko-pomorskie) - niezależne i realizujące zasadę informowania konkretnych ludzi o sprawach, które ich naprawdę obchodzą najbardziej, gdyż znajdują się w bezpośrednim zasięgu. To nie tyle przewrót w scentralizowanym obiegu informacji, ile powrót do źródeł kultury jako humanistycznej wspólnoty. Eksperyment niestety nie dający się powtórzyć w żadnym prowincjonalnym mieście liczącym kilkaset tysięcy mieszkańców. Przeważa więc niezgoda na status peryferyjny, wsparta jakąś - mniej czy bardziej marzycielską - wizją radykalnej zmiany.

7. Da capo al fine

Autobus, rytmicznie posapując, dojechał do przystanku na rynku. Nietrzeźwy staruszek uniknął wypadku, szczęśliwie meandrując do tyłu. Żółty pseudo-owczarek pisnął, ale wybiegł spomiędzy kół, kulejąc na lewą łapę. Dwoje turystów spod ogromnego kamienia dobiegło, decydując się w ostatniej chwili na podróż; z niedomkniętego plecaka wypadła plastikowa butla z wodą mineralną i tocząc się po chodniku, spłoszyła tłustego gołębia, którego miała właśnie nakarmić ruda dziewczynka. Dwa odrębne epizody na chwilę połączyły się w zarys akcji. Autobus ruszył, przecisnął się przez stare miasto, minął ogródki działkowe i niedaleko przereźdzonej plantacji sosen złapał gumę. Pasażerowie z pomrukiem niezadowolenia wysypali się na szosę, by pieszo dotrzeć do najbliższego przystanku przy czteropiętrowym blokowisku. Kierowca pozostał sam na sam z krajobrazem w lusterku wstecznym: wieży kościelnej nie pochłonęła kępa drzew a postój przedłużył istnienie miejscowości z siedmiu minut w nieprzewidywalne trwanie. Muchy brzęczą nadal pod pompą a w

rozpadlinie chodnika wysycha tęczowa kałuża. Fryzjer schował „Przekrój” do kieszeni kitła, wywiesił na drzwiach tabliczkę „Zaraz wracam”, zamknął zakład i poszedł do apteki „Pod Łabędziem” pogadać o polityce. Wskazówka zegara na ratuszowej wieżyczce bez trudu i niezauważalnie minęła zenit. W całym miasteczku wyrosły cienie fabuł kolistych i przerwanych. Na Isniącej w słońcu szachownicy pomiędzy emerytami rosnący cień czarnego gońca zagroził białemu królowi. Ruda dziewczynka zmieniła zamiar i zamiast karmić gołębie sama zjadła bułkę do końca. Listonosz

nie skręcił w głąb parku; wprawdzie nie rzucił palenia, ale nie zatrzymał też roweru, bo zrezygnował dziś z lektury cudzych, nużących wakacyjnym banałem, pozdrowień z Ustki czy Świeradowa. Między ostatnią przecznicą a warszatem samochodowym nie spotkał również staruszki we wzorzystej chustce, która zwykle go pyta o rentę. Spoczywający między pelargoniami gruby kocur w bure prążki wyprężył się oburzony. W pałacyku ogłoszono, że spotkanie ze sławnym reżyserem filmowym jest odwołane z powodu choroby. Otwarta już restauracja „Zacisze” prędko napelniła się gwarem.

Pociąg Intercity zwolnił, mijając wzniesiony lizak zawiadowcy, ale zatrzymał się sto metrów dalej pod zamkniętym semaforem. Koniec świata wciąż nie nastąpił.

dr hab. prof. US Piotr Michałowski
Instytut Polonistyki i Kulturoznawstwa
Uniwersytet Szczeciński

Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors
und der Redaktion der Stettiner Zweimonats-
Zeitschrift:

„POGRANICZA“

<http://pogranicza.szczecin.art.pl/index.htm>

„KASZĚBĚ III“ FOTO: DARIUSZ RADTKE



Peripherie und Zentrum

Die Relativierung der Europäischen Union zur Integration Europas

Von Dr. Louis Klein und Simon Pfersdorf

TITELTHEMA
ARTIKEL

Die Europäische Union scheint in einem äußerst problematischen Dilemma zu stecken. Jeder Erweiterungsrunde folgte und folgt die nächste. Die Nationalstaaten außerhalb der EU, vor allem die Grenzstaaten, wollen nicht zum Außenseiter verkommen, wollen nicht Peripherie sein, nicht zuschauen, sondern mittun. Beobachtet man die EU aber unter diesem Gesichtspunkt und lässt sich auf die Differenzierung Peripherie/Zentrum ein, so erscheint es unmöglich innerhalb der Union ein integrierendes Zentrum zu finden. Trifft man diese Unterscheidung themenbezogen so variiert das Ergebnis und changiert zusätzlich noch in den unterschiedlichen Perspektiven, die man wählt oder wählen könnte. Für den Beobachter relativiert sich die EU sowohl von außen als auch von innen.

Im Folgenden werden Möglichkeiten aufgezeigt, wie die These der Relativierung der EU – als Organisation mit vielen Zentren und externen sowie internen Peripherien – unter Berücksichtigung verschiedener Strategien zum Umgang mit kultureller Kontingenz zu neuen Zusammenarbeitsmodi in Europa und darüber hinaus führen kann.

Einsicht

Begreift man die Europäische Union als ein soziales System, so drängt sich dem Systemtheoretiker die Frage nach der dem System zugehörigen Leitdifferenz auf. Die Leitdifferenz veranschaulicht die grundlegende Codierung und Rationalität des Systems und gibt nach innen die Art der funktionalen Ausdifferenzierung sowie nach außen die Art des Beobachtens der Umwelt vor. Der Code eines jeden sozialen Systems gestaltet sich stets nach demselben zweiteiligen Muster – Affirmation/Negation – aus und wird deswegen als binär bezeichnet. Als hervorragende

Beispiele für den Code und die Funktion sowie Leistung, die daraus für das System und seine Umwelt folgen, dienen die Funktionssysteme der Gesellschaft. Das Rechtssystem ist mit Recht | Unrecht codiert, erfüllt, abgeleitet aus dem affirmativen Teil des Codes, die Aufgabe der Konfliktvorsorge und -regulierung und gibt der Gesellschaft damit Erwartungssicherheit. Greift stattdessen Unrecht, als negierender Teil des Codes, werden die genannten Funktion und Leistung zwar nicht erbracht, trotzdem verliert das Rechtssystem damit nicht an Gültigkeit, allenfalls an Ansehen. Der Intimbeziehung liegt der Code persönlich|unpersönlich zu Grunde, die Funktion liegt im gegenseitigen Durchdringen der beteiligten psychischen und sozialen Systeme und konstituiert so Privatwelt – oder eben nicht. Überträgt man dies auf die EU, muss man die Perspektive beachten, aus der heraus differenziert und codiert wird. Betrachtet man die Union von der Peripherie her, stellt sich diese eben vor allem als ein geographisch-politisches Projekt dar, das sich, wie jedes soziale System, durch Bestimmung der Zugehörigkeit innen/außen von der Umwelt abgrenzt. Beobachtet man die EU stattdessen aus einer EU-Perspektive, erscheint diese vor allem als eine Organisation von Mitgliedschaftsregelungen, die ihre eigene Außengrenze über die Außengrenze der zugehörigen Nationalstaaten definiert. Nach innen bestimmen die Mitgliedschaftsregelungen die Art und Weise funktionaler Differenzierung innerhalb des Gesamtsystems unter der Leitdifferenz integriert/nicht-integriert.

Die unterschiedlichen Mitgliedschaftsregelungen erfüllen die Funktion der Einrichtung von Räumen und verleihen damit verschiedene Zugehörigkeiten und Nicht-Zugehörigkeiten. So existieren in der EU zahlreiche unterschiedliche

Räume: der Schengenraum, der Euroraum oder eben der Raum der Zustimmung zur EU-Verfassung und den der Ablehnung. Die jeweilige Raumdefinition für ein Mitglied ergibt sich in der Regel durch die Ausdehnung des rechtlichen Geltungsrahmens. Allerdings mag selbst die mögliche Erfüllung aller Mitgliedschaftsregelungen – wie es der Fall der Türkei zeigt – nicht als entscheidendes Aufnahmekriterium gelten.

Auf Grundlage der erbrachten systemtheoretischen Vorarbeit wird im Folgenden der Peripherie-Zentrum-Gegensatz innerhalb und außerhalb der EU aus rationalistischer sowie aus konstruktivistischer Sicht beleuchtet und jeweils Vorschläge zu seiner Entschärfung gegeben.

Aus rationalistischer Sicht

Es gibt kein identisches Bild oder Erscheinen der EU, vielmehr handelt es sich um viele Räume mit unterschiedlicher Intensität der Geltungsbereiche der aufgestellten Regelungen, was manche gerne als das Europa der zwei Geschwindigkeiten bezeichnen. Weder ein alles integrierendes Zentrum kann benannt werden noch eine bestimmende Perspektive als die richtige oder genuin europäische gelten. Die EU wird sowohl in ihrer Einheit als System, wie auch in ihren Strukturen und Prozessen als polyzentrisch und multiperspektivisch aufgefasst. Während einige Akteure aus Mittel- und Osteuropa bei Deutschland eine herausragende Rolle im Integrationsprozess vermuten, relativieren andere dies als einseitig und verweisen generell auf das Erfordernis einer gemeinsamen Zusammenarbeit. Mag man das Zentrum der EU in Brüssel vermuten, zeigen andere auf Frankfurt, Den Haag oder vielleicht Wien als momentaner Träger der Europäischen



Ratspräsidentschaft.

Für den Außenstehenden zeigt sich die EU als Organisation mit hohen Mauern. Schier unüberwindliche Hürden müssen – vor allem von den neuen Beitrittskandidaten – genommen werden, um an dem Projekt mitwirken zu können, wobei manches Mitglied in bestimmten Bereichen wohl ebenso wenige Mitwirkungsmöglichkeiten aber auch Verpflichtungen, wie ein Nichtmitglied der EU hat. Schweden als Nichtteilnehmerstaat der Währungsunion gibt hierfür ein gutes Beispiel. Letztlich verlagert sich doch das Problem der Exklusivität durch einen Beitritt von einem generellem lediglich zu einem themenspezifischen und wird somit zum Dilemma.

Zwei Lösungsmöglichkeiten scheinen greifbar, um diese Situation zu verändern. Denkbar ist einerseits die Relativierung des Geltungsbereichs unterschiedlicher Sachbereiche über die nationalstaatlich gesetzten Grenzen hinaus auf Initiative der EU. Die EU kann als Ganzes mit Nicht-EU-Staaten Regelungsbereiche und Geltungsbereiche

aushandeln, um somit sachbezogene EU-Mitgliedschaften zu verwirklichen. Als Sozialtechnikfolgeabschätzung würde so auch eine tiefer gehende Zusammenarbeit bis hin zu einer festen Mitgliedschaft getestet werden. Andererseits kann eine Relativierung des Geltungsbereichs auch von der Peripherie ausgehen. Durch Übernahme und Einhaltung aller der EU zu Grunde liegenden rechtlichen Regelungen von den Abgasnormen bis hin zur Erklärung des Euro als Nationalwährung würde eine Situation geschaffen werden in der ein solcher Staat, beispielsweise Montenegro, EU-europäischer wäre als manch anderes Mitglied der EU. Eine Relativierung der EU-Grenzen, der EU als geschlossener Regelungsraum sowie des Staates nach innen wie nach außen wäre unvermeidlich.

Geht man von der heutigen Situation aus, so braucht Montenegro, als kleiner neuer Staat, nach außen hin eine wegweisende Außen- und Sicherheitspolitik – ein Politikfeld der EU. Großbritannien hingegen legt hierauf bekanntermaßen wenig Wert. Warum sollte man nicht mit jenen europäischen Staaten innerhalb

und außerhalb der EU – soweit diese bestimmte erforderliche Kriterien erfüllen – eine Einheitliche Außen- und Sicherheitspolitik beschließen, die darin auch ernsthaft interessiert sind?

Aus konstruktivistischer Sicht

Diese Frage und die dargestellten Möglichkeiten verweisen auf ganzaktuelle Integrationsprobleme der EU und geben den Blick frei auf andere Konzepte zur Integration sozialer Systeme. Jeder neue Aufnahmewunsch schafft oftmals mehr Nachteile als Vorteile und wird schnell vor allem als Identitätsfrage respektive Kulturfrage diskutiert, wobei man sich selbst nicht auf eine einheitliche Kultur innerhalb der EU einigen kann. Aufnahmekandidaten müssen in zähen Debatten eigene Kriterien zur Aufnahme in die Union aushandeln und diese dann erfüllen. Für das Fortbestehen der EU selbst bringt jede neue Aufnahme von Mitgliedstaaten nicht nur die Herausforderung, das neue Mitglied hinreichend organisational zu verankern, sondern erfordert auch sich auf die Weiterentwicklung der eigenen Identität einzulassen. Die EU ist danach nicht mehr die EU, die sie vorher war.

Der Modus zur Regelungsorganisation und Regelungsübernahme erscheint zunehmend komplexer und undurchsichtiger, so dass das Europäische Projekt als das Festlegen von Räumen mit einheitlichen Regelungen und Geltungsansprüchen von verschiedenen Seiten oftmals zum Scheitern verurteilt wurde. Gleicht man die Art und Weise der Europäischen Integration mit den Erfahrungen der Postmergerintegration aus der Unternehmenswelt ab, ist man geneigt diese irgendwo zwischen Kulturberührung und Kulturbeziehung mit dem eigentlichen Ziel einer Kulturverflechtung anzusiedeln.

Grundlegend unterscheidet man im Umgang

mit kultureller Kontingenz zwei unterschiedliche Strategien: die des Kulturkontakts, die man in Kulturberührung, Kulturzusammenstoß sowie Kulturbeziehung unterscheidet, und die der Kulturverflechtung.

In der Wirtschaft beschreibt vor allem die Organisationsform einer Holding den Kulturkontakt zweier Unternehmen als Kulturberührung. Die Unternehmenskulturen entwickeln sich eigenständig weiter und lediglich bei einigen wichtigen Themen wie der Gewinnabführung oder der Entwicklung und Implementierung einer Globalstrategie gibt es Berührungspunkte.

Als feindliche Übernahme ist der Kulturzusammenstoß bekannt, wobei die eine Kultur die andere unterwirft. Bis die unterlegene Kultur an Geltung verliert und die siegreiche sich durchgesetzt hat, verändert der Käufer die Strukturen und Prozesse im sozialen System Unternehmen.

Wenn beide Kulturen sich aufeinander einlassen und gegenseitig Elemente von einander übernehmen, spricht man von Kulturbeziehung. In der globalen Unternehmenswelt nennt man dies merger of equals – das mehr verspricht als es hält. Ein dichotomes Denken kann zumeist auf beiden Seiten nicht überwunden werden, sodass gegenseitige Lerneffekte sich vornehmlich auf den unterschiedlichen Sachbereichsebenen ereignen.

Die Kulturverflechtung grenzt sich von jeglichen Formen des Kulturkontakts dadurch ab, dass durch den stetigen Kontakt zweier Kulturen eine neue entsteht und sich mit der Zeit etabliert. Erste Ansätze dieses Vorgehens kann vor allem in der Erschließung der südostasiatischen Märkte beobachtet werden. Um langfristig und erfolgreich Fuß fassen zu können, setzt sich allmählich die Einsicht durch, dass eine tiefgehende gegenseitige Beschäftigung erforderlich ist, um die ökonomischen sowie privaten Systemrationalitäten kennen zulernen und Anknüpfungspunkte, die jenseits des tradierten Geschäftes liegen, zu finden.

Überträgt man diese Erfahrungen auf die

EU stellt sich der Staatenverbund als ein Ort vielschichtiger Räume zwischen Kulturberührung und Kulturbeziehung dar. Bestimmend in der Diskussion um die EU erscheinen immer wieder strittige sachthemenspezifische Punkte, die auf institutioneller Ebene verhandelt werden, wie etwa die Ausgabenregelungen der nächsten Jahre. Initiativen zur sozialen Integration wie etwa akademische Austauschprogramme verfehlen oftmals ihr Ziel, weil die Identifikation mit dem Gastland respektive der dortigen Gesellschaft ausbleibt. Der gegenseitige Kontakt reduziert sich auf wenige Berührungspunkte. Inwieweit die Nationalstaaten innerhalb der Europäischen Union institutionelle Beziehungen eingehen, hängt dann oftmals von der jeweiligen Integrationsintensität, beispielsweise im Rahmen des Euro- oder Schengenraums ab. Das vermeintliche Zentrum EU verlagert mittels ihrer Integrationslogik die Grenzen der Organisation; der Gegensatz aus Peripherie und Zentrum innerhalb der EU wird zu einem sachthemenspezifischen. Die EU relativiert sich.

Übernehmen Staaten wie beispielsweise die Schweiz – ohne zu fragen – europäische Regelungen zügiger und setzten diese konsequenter um als die vermeintlich integrierten, könnten diese doch ein höheres Maß an Identität und Gleichheit innerhalb der EU als manch andere erlangen. So könnte man der Schweiz die Möglichkeit einräumen, an ausgewählten Sachthemen, wie beispielsweise einer einheitlichen europäischen Verkehrspolitik konstruktiv mitzuarbeiten, wenn diese die gemeinsam beschlossenen Regelungen auch umsetzt. Solche Verhandlungen würden zwar in einem EU-Rahmen stattfinden, aber nicht alle EU-Mitglieder müssten sich beteiligen, sondern nur jene, die selber an einer einheitlichen Regelung interessiert sind. Sind sie es nämlich nicht, ist anzunehmen, dass sie die Verhandlungen blockieren und die Ergebnisse sich sicher nicht als wegweisend herausstellen würden.

Wie die Geschichte zeigt, kann man momentan nicht erwarten, dass ein alles integrierender Europäischer Raum entsteht. Vielmehr handelt es sich um Räume mit unterschiedlicher Integrationsintensität, die auf Sachthemen zurückführbar sind. Kulturverflechtung mag das Langzeitziel des Europäischen Projekts sein; mehr als thematische Kulturverflechtung scheint momentan nicht erreichbar. Warum sollen dann nicht auch manche Nicht-Mitglieder – soweit sie bestimmte Kriterien erfüllen – mit jenen interessierten Mitgliedern gemeinsam problemorientiert Lösungen finden und diese dann bei sich implementieren?

Aussicht

Die Anerkennung bei gleichzeitiger Relativierung von Peripherie und Zentrum innerhalb der EU als unterschiedliche, vielschichtige Räume von Inklusion und Exklusion durch die Europäische Union und die europäischen Nicht-Mitglieder würde diesen Gegensatz entschärfen. Um das Europäische Projekt als das Ringen um einheitliche Geltungsbereiche unabhängig nationalstaatlicher Grenzen zu verwirklichen, muss sich die EU als Folge relativieren. Durch Zuverfügungstellung von sachbezogenen Mitarbeitermodi unter Bedingung der Übernahme erarbeiteter Regelungen für periphere Staaten innerhalb und außerhalb der EU kann man dies am Besten erreichen.

Gerade die neuen Kandidaten, wie Rumänien oder Bulgarien, wollen sich und der Welt ohne Zweifel mit einem Beitritt beweisen, dass sie Europäer sind. Zudem sind ihre wirtschaftlichen Interessen nicht unbeträchtlich. Man könnte beiden Ländern anbieten, sachbezogen an europäischer Kulturpolitik und wirtschaftlichen Fragen mitzuwirken, um sich die nötigen Standards der EU in diesen Politikfeldern zu erarbeiten. Die Beschlüsse müssten dann in beiden Ländern und der EU umgesetzt werden. In einem solchen Rahmen können beide Seiten

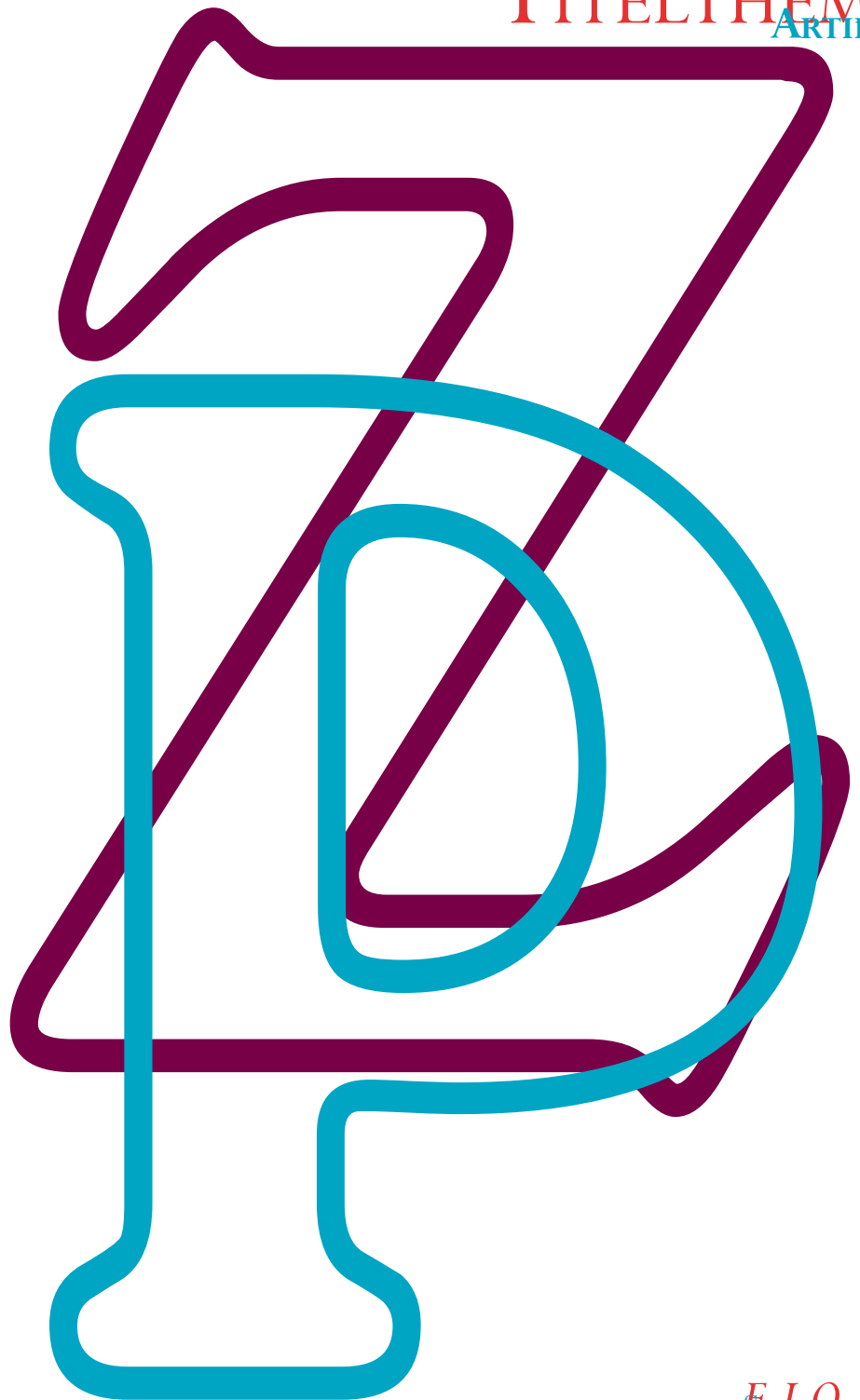
vielmehr über sich erfahren, als dies in bloßen Beitrittsverhandlungen möglich ist. Nicht der Identitäts-Check, sondern die gemeinsame Weiterentwicklung des europäischen Projekts stände im Vordergrund.

Die Entscheidung Istanbul neben Essen 2010 den Rang einer europäischen Kulturhauptstadt zu verleihen, scheint ein Schritt in diese Richtung zu sein. Zusammenarbeit schafft Vertrauen und schafft zumindest auf institutioneller Ebene eine Atmosphäre der Kulturbeziehung. Zudem wird Raum geschaffen für eine tiefgehende gegenseitige Beschäftigung mit den anderen Systemrationalitäten, um mögliche tiefer liegende Anknüpfungspunkte zu finden. Andererseits entschärft die EU damit den Gegensatz von Peripherie und Zentrum innerhalb und vor allem außerhalb der Union. Der ständige Run auf die Europäische Union würde abebben oder zumindest, wie dies auch innerhalb der EU der Fall ist, in themenbezogene Bahnen geleitet.

Die Autoren:

Dr. Louis Klein (Dipl.-Ökonom): Promovierter Soziologe und diplomierter Wirtschaftswissenschaftler. Managementenerfahrung im Bankwesen und in den Neuen Medien. Inhouse-Consultant bei DaimlerChrysler. Seit 1998 selbständiger Organisations- und Managementberater. Seit 2001 Geschäftsführer der Systemic Consulting® Group. Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Politikberatung und der International Sociological Association. Sein Buch „Corporate Consulting“ erscheint gerade in 2. Auflage.

Simon-Philipp Pfersdorf: Student der Politikwissenschaft. Studierte in Marburg, Prag und Berlin Politikwissenschaft, Friedens- und Konfliktforschung und Rechtswissenschaften. Arbeitserfahrung während seines Studiums bei verschiedenen Stellen in München, Berlin und Nürnberg. Beim Forum46 leitet er die „AG Wissensmanagement“.



Matthias Grether

PERIPHERIE > ZENTRUM > PERIPHERIE > ZENTRUM > PERIPHERIE > ZENTRUM > PERIPHERIE > ZEN

Peripherie -

RENÉ NYBERG
HERFRIED MÜNKLER
MASCHA JOIN-LAMBERT
ZORAN TERZIC
HAGEN SCHULZ_FORBERG

**WIE DEFINIERT DAS AUSSEN
DAS INNEN?**



Finnland-Institut
in Deutschland



ROBERT BOSCH STIFTUNG

Peripherie

oder wie definiert
das Außen das Innen?

Donnerstag den 23. März 2006 um 19:00 Uhr
Finnland-Institut in Deutschland
Georgenstr. 24, D - 10117 Berlin

Wie beim Forum46 – Interdisziplinäres Forum für Europa e.V. üblich, wurde der dritte interdisziplinäre Salon ZONE46, der am 23. März 2006 stattfand, mit einer europäischen literarischen Darbietung eröffnet: Mit dem Gedicht „Das Kinderzimmer“ der finnischen Dichterin Saila Susiluoto, vorgetragen auf Finnisch von der Assistentin der Institutsleitung des Finnland-Institutes Suvi Wartiovaara und



Prof. Dr. Herfried Münkler

auf Deutsch von dem polnischen Übersetzer und Schriftsteller Michał Szalonek.

Nach der Begrüßung durch die Leiterin des gastgebenden Finnland-Instituts in Deutschland, Frau Dr. Marjaliisa Hentilä, die betonte, obgleich Finnland zwar am Rande Europas liegt (an der Peripherie), dass jedoch schon vor 100 Jahren in Finnland als dem ersten Land überhaupt das Frauenwahlrecht eingeführt wurde, sowie durch Herrn Dariusz Radtke, Vorstandsvorsitzender des

Forum46 – Interdisziplinäres Forum für Europa e.V., der die zahlreich erschienenen Referenten und Gäste dazu ermunterte, neue Wege zwischen den gesellschaftlichen Teilsystemen zu suchen und Europa quer zu denken, erfolgte das Impuls-Referat des Politikwissenschaftlers Herfried Münkler, Professor an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Professor Münkler schlug den historischen Bogen seines Vortrags über die Grenzziehung in Europa von Peter dem Großen bis zur heutigen Zeit der Europäischen Union, wobei er – nach einer Klärung der Aufteilung der Definitionsmacht über Räume zwischen Politik und Geographie – im Wesentlichen zwei Arten von Grenzziehungen unterschied: Während das – häufig von Gewalt begleitete – Entstehen von Nationalstaaten ein Projekt der Grenzbündelung darstellt, ist „die Idee der imperialen Ordnung die der Diversifizierung von Grenzen“. Imperiale Grenzen schaffen „Räume, in denen sich die

Zentrumsordnung allmählich verliert...“. Der Prozess der Erweiterung der europäischen Gemeinschaft sei der zweiten Art von Grenzziehung, der Diversifizierung von Grenzen, zuzuordnen. Dabei erweise es sich als zunehmend problematisch, dass jede Erweiterungsrunde der EG eine weitere Erweiterungsrunde nach sich gezogen hat, da es für die jeweils hinter der Grenze der EG liegenden Staaten erforderlich wurde, ebenfalls der EG beizutreten, um nicht marginalisiert zu werden. Prof. Münkler schloss sein Impuls-Referat mit der These, dass die gegenwärtige europäische Ratlosigkeit damit zu tun habe, dass die EU bislang Grenzziehungen gegenüber den der EU benachbarten Staaten vermieden hat, was mit einem „bloßen Weglaufen oder Wegdrücken der Herstellung einer politischen Ordnung“ gleichzusetzen sei.

An das Impuls-Referat schloss sich eine



Von links nach rechts: Botschafter von Finnland René Nyberg, Zoran Terzić, Dr. Hagen Schulz-Förberg, Mascha Join-Lambert, Prof. Dr. Herfried Münkler

ZONE 46

Interdisziplinärer Salon
für Europa

Vorstellung der weiteren Referenten des Abends durch den Moderator, Herrn Dr. Hagen Schulz-Forberg, Europäisches Hochschulinstitut Florenz und Mitglied des Vorstands des Forum46, an, der auch die sich an die Beiträge der Referenten anschließende Podiumsdiskussion leitete. Kommentare erfolgten durch Herrn René Nyberg, Botschafter Finnlands in Deutschland, der zuvor auch schon in Leningrad (heute Sankt Petersburg) und im Gebiet Berg-Karabach diplomatisch tätig war, sowie durch Mascha Join-Lambert, die sich lange mit Fragen der sozialen Gerechtigkeit auseinandergesetzt hat, und durch Zoran Terzic, Künstler und Kulturwissenschaftler, der sich speziell mit dem Thema „Kunst und Krieg“, insbesondere im ehemaligen Jugoslawien, beschäftigt hat.

Botschafter Nyberg eröffnete seinen Beitrag zum Thema des Abends mit der These, dass „Peripherie kein Synonym für Marginale“ sei. Obgleich Finnland an der Peripherie Europas liegt, sei es das drittgrößte Abnehmerland des Hamburger Containerhafens von Waren nach China und Singapur und die finnische Fluggesellschaft Finnair sei nach British Airways und der Lufthansa der drittgrößte Zubringer von Passagieren nach China.

Finnland sei kein Zentrum der Marginale, da es früh auf Bildung und Forschung gesetzt habe, sein Bildungssystem bereits vor 40 Jahren reformiert habe und im Vergleich zu anderen EU-Mitgliedstaaten einen erheblich höheren Prozentsatz des BIP für Forschung und Entwicklung (Research and Technology) ausbebe. Im Unterschied zu Finnland brauche Europa einen Paradigmenwechsel, damit Europa nicht marginalisiert werden wird.

Einen ganz anderen Ansatz – als den politisch-wirtschaftlichen des Botschafters – verfolgte Zoran Terzic, wenn er davon sprach, dass es ihn interessiere und er beobachte, „was Menschen denken, wenn sie bestimmte Dinge machen“. Grundtenor von Herrn Terzics Äußerungen war, dass nicht alles durch Strukturen (politische

und wirtschaftliche Verhältnisse) beschreibbar sei, entscheidend seien vielmehr häufig auch die Alltagssituationen der Menschen. Was passiert jetzt schon – noch lange, bevor Staaten des Balkans Mitglied der EU werden können – an den Grenzen, was passiert in den Randbereichen der Gesellschaft? So habe der Krieg im ehemaligen Jugoslawien die Ethnien nicht marginalisiert, sondern im Gegenteil stärker manifestiert, was man an der Entstehung von neuen Kirchen und auch von neuen Sprachen ablesen könne.

Mascha Join-Lambert widersprach dem auf der Einladung zu der ZONE46 wiedergegebenen Zitat Hermann Hesses, da sie diesbezüglich die Frage stellte „Ist das Zentrum denn vollkommen?“ Die beiden Bilder, die Frau Join-Lambert beim Thema „Zentrum und Peripherie“ in den Sinn kamen, sind 1. die Laufstege der von Prostituierten zur Schau gestellten Mode in London und Paris und 2. Straßenkinder in Sankt Petersburg oder die tschechische Stadt Usti nad Labem, wo eine Mauer zwischen normalen Bürgern und den Sinti und Roma gebaut worden war. Dies seien „Bilder einer Mitte, die nicht Zentrum sein kann“. Mitte sei Macht, Mitte sei auch Gewalt, Mitte entstehe durch Macht und häufig auch durch Anwendung von Gewalt, die auch sprachlicher Natur sein kann, beispielsweise in Form von Normierungen sprachlicher Ausdrucksformen. Die Vereinnahmung des Geistes durch die Macht habe Antigone mit ihrem Leben bezahlt.

Um auf die politische Ordnung zu sprechen zu kommen, bezeichnete Frau Join-Lambert den Föderalismus als „eine großartige Idee, um die Spannung zwischen Peripherie und Zentrum zu entschärfen“. Dieses Prinzip lasse sich auf europäischer Ebene im Prinzip der Subsidiarität wieder finden. Europa fehle jedoch ein gemeinsames Ziel: nämlich das Ziel, „durch Vertrauen und nicht durch Gewalt ein Zentrum zu schaffen“. Dieses Ziel sei nur über eine transzendente „Instanz der Moral“

zu erreichen, indem man sich selbst eine „heilige Pflicht, sich um die Schwächsten zu kümmern“ auferlege.

Nach den Ausführungen der Referenten entwickelte sich eine interessante Diskussion zwischen den Podiumsteilnehmern, die um die folgenden Themen- und Fragenkomplexe kreiste: Gewinner und Verlierer der Globalisierung; ist die Mitte in Europa tatsächlich durch Macht und Gewaltanwendung entstanden?; Welche Rolle spielen europäische Grenz-Ziehungen?; Welche Rolle spielen Randbereiche der Gesellschaft und sind Minderheiten in Europa ausreichend geschützt oder werden sie marginalisiert?

Der Vorstandsvorsitzende des FORUM46, Dariusz Radtke, bedankte sich anschließend mit einem Blumenstrauß für die Gastfreundschaft bei der Leiterin des Finnland-Institutes und für das Engagement bei den Referenten. Des Weiteren bedankte er sich, wenn auch in Abwesenheit, für das Vertrauen und Unterstützung bei Georg Schwarz, Projektmanager der Allianz Kulturstiftung und bei Markus Hipp, Leiter des Berliner Büros der Robert Bosch Stiftung. Zugleich betonte er das besondere Engagement der beiden Stiftungen und wies auf neue, partnerschaftliche Modelle einer gemeinsamen Verantwortung zwischen Wirtschaft und kleinen NGO's für die Zukunft Europas.

Nach dieser inspirierenden Talk-Runde hatten die Teilnehmer und die anwesenden Gäste, Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Kultur und europäischen Institutionen, Studenten und Künstler, die Möglichkeit, die aufgeworfenen Fragen und Aspekte der Wechselbeziehung zwischen „Peripherie und Zentrum“ im weiteren Verlauf des Salons bei exzellenten Weinen zu vertiefen. Alles in allem eine gelungene Fortsetzung der Veranstaltungsreihe ZONE46.

Ist das Zentrum denn vollkommen?

Mascha Join-Lambert

Haus Neudorf e.V. (Träger des Freiherr-vom-Stein-Preises 2006 der Töpfer-Stiftung, Hamburg)

1.

Die gesellschaftliche Mitte in Europa ruht nicht in sich. Sie ist sich des Widerspruches sehr bewusst, der im herkömmlichen Anspruch der Mitte, Integration zu erzeugen, liegt. Sie ist versucht, aus der Zurschauftragung dieses Widerspruches ein neues Diktat zu machen: Was hat die Peripherie davon, dass die Mitte nicht mehr Mitte sein will:

Was hat zum Beispiel die alleinerziehende Mutter ohne Ausbildung und Beziehungskapital davon, dass das, was früher bestrafte Peripherie war – ledige Mutter zu sein – heute Zentrum ist? Anders gesagt, was hat sie davon, dass das Sozialamt sie heute drängt, ihre Rechte als Alleinerziehende wahrzunehmen, ohne Mann, während ihre Mutter vielleicht noch von der damaligen Fürsorge dazu gedrängt wurde, zu heiraten, weil Rechtsansprüche den Verheirateten vorenthalten waren?

Was haben zum Beispiel die sogenannten Proleten davon, dass der heutige Kulturbetrieb, das Theater, der Umgang mit Sprache, suggeriert, die menschlichen Züge, die früher als proletenhaft unterdrückt wurden, seien die einzig wirklichen? Wenn in Frankreich der Sänger Renaud: „wir sind Alle Kinder der Banlieue...“ suggeriert, aber die soziale Fraktur nicht verhindert wurde?

Was haben zum Beispiel die Nicht-Gläubigen von den Selbstzweifeln der Religionen und der religiösen Beliebigkeit? Was noch vor 50 Jahren der innerkatholischen Zensur unterlag, ist heute Mainstream: inwiefern ist die Kirche den Menschen dadurch näher gekommen?

Mich interessiert die Frage, ob die Peripherie mehr Akzeptanz gefunden habe; ihre Werte glaubwürdiger geworden seien und unterstützt werden; ob es weniger Ausgrenzung in Europa

dadurch gibt, dass das Zentrum sich des ihm innewohnenden Widerspruches mehr bewusst ist und folglich die Elite nicht mehr Elite sein will.

Ich behaupte bis auf weiteres, die heutige Mitte zelebriert ihre Widersprüche, aber schert sich nicht viel um die Peripherie.

2.

Ein weiterer Versuch, das aufzurollen und zu verstehen, auch wenn ich mich damit auf das Terrain meiner Mitredner begeben: Mitte ist Macht. Macht ist Gewalt.

Das, was wir gesellschaftliche Mitte nennen, inklusive zivilisatorischer und kultureller Mitte, inklusive ihrer Anziehungskraft, entsteht in jedem Falle zunächst durch Ausübung von Macht und historisch auch meistens durch Ausübung von Gewalt.

Es gibt wirtschaftliche, politische, sexuelle, religiöse, sprachliche Gewaltausübung: Die Beispiele hierfür sind unzählig, zum Beispiel der europäische Nationalstaat (Louis XIV., die Germanisierung Polens im 19. Jhd., die Normierung kirchlichen Lebens, Kolonialisierung).

Das gilt auch für soziale Minderheiten. In den 60er Jahren in Frankreich, in einem katholischen Verein wie ATD, sprachen alle Mütter und Väter in religiösem Vokabular und folgten dessen Wertvorstellungen; im Deutschland der 90er Jahre redeten alle Obdachlosen ein perfektes Psy-Deutsch....

Aus Gewalt wird Machtausübung, wird Norm. Mit der Norm kommt Sicherheit und Geist, kommt Bewegung und Fortschritt – und da ist sie, die „Zivilisation und Kultur Frankreichs“



FOTO: SIMON PFEISDORF

zum Beispiel und da steht sie, in Kaisers neuen Kleidern: die Mitte.

Diese Mitte schafft Identität, verkörpert durch Personen, auch heute haben wir unseren "Kaiser"; sie befördert Assimilation, siehe die Juden im Preußen des 19. Jahrhundert, oder z.B. der Commonwealth, oder – stringenter – Assimilation in Frankreich. Dieses Identitätsspendende gelingt auch, wenn es viele „Mitten“ gibt, offene und plurale Gesellschaften.

Aber Mitte schafft auch Widerspruch: Das ist die Antigone-Funktion der Peripherie.

Denn im Blick der Peripherie ist der Kaiser nackt. Die Peripherie hat die Gewalt nicht vergessen, nicht die Kriege und nicht den Betrug, das kann man auch in den Dörfern in Ostdeutschland studieren... Gerade die Deutschen haben erfahren, zu spät und erst hinterher, wie nackt der Kaiser war, aber nicht nur sie, in Frankreich kann man das am Erfolg von Michel Houellebecq gut nachlesen.

Houellebecq ist aber keine Antigone, das muss man festhalten, er gehört zu denen, die die Nacktheit beschreibend zelebrieren und daran gut Geld verdienen. Antigone bezahlte ihren Protest gegen die Vereinnahmung des Geistes durch die Macht mit dem Leben. Deshalb ist ihr Weg der interessantere und führt uns zu meiner letzten Überlegung.

3.

Das Bewusstsein von Nacktheit zieht uns nicht an, weder die Mitte noch die Peripherie.

Wir müssen uns etwas Neues einfallen lassen, und hierfür gibt es ein paar sehr alte Vorschläge.

Auf der politisch-pragmatischen Ebene hat sich Europa nach dem Krieg Einiges einfallen lassen, was in die richtige Richtung des Ausgleiches und der Absage an Gewalt im Wettbewerb um die Mitte geht: die Umsetzung der Gedanken der Menschenrechte; die Schaffung vieler Mitten (Regionen, deutscher Föderalismus, Marktwirtschaft); demokratische Verfassungen; europäische Institutionen mit Konsenszwang

Wir haben offene plurale Institutionen und dennoch sind wir *en panne*, sozial segregiert, wirtschaftlich zynisch, politisch depressiv: es fehlt ein gemeinsames Ziel, aus welchem – aus Vertrauen und nicht durch Gewalt – Mitte als Autorität sich schaffen könnte.

Wer sollte ein solches Ziel definieren: Mitte oder Peripherie? Beide? Gibt es verbindende Ziele? Das Beispiel meiner Einleitung: Wir müssen die Sorge um die Verluste an der Peripherie zur Konstitution der Mitte machen.

Der Text von Père Joseph auf dem Platz der Menschenrechte spricht von der "Heiligen Pflicht", sich auf ein solches Ziel zu einigen.

Das heißt, das Ziel kann nur ausgedrückt werden, indem eine breitere Mitte gebildet wird, indem die Mitte mehr Peripherie aufnimmt. Dann ist das Ziel schon näher.

Utopie

Weil es eine Utopie ist, gibt es mächtige Symbole für dieses Ziel und die zu seiner Umsetzung nötige Autorität. Die Autorität wird sozusagen über Zentrum und Peripherie gesetzt, erhöht.

In der jüdischen und christlichen Tradition gibt es das Bild des Einen Gerechten, der Alle rettet (Yad-Vashem erlaubt den Juden, an die Menschen zu glauben).

In der jüdischen und christlichen Tradition gibt es auch das Bild des Sündenbocks. Die Sünden, die ihm auferlegt werden, sind allzumal die Sünden des Machtmissbrauches der Mitte gegen die Peripherie, des Reichen gegen den Armen, Starken gegen den Schwachen. Er wird hinausgetrieben und geopfert.

In der jüdischen und christlichen Tradition gibt es das Bild des "Ecksteines, den die Bauleute verworfen haben", das Bild des "Allerverachtetsten", der freiwillig sich zum Opferlamm macht, und später „die Reichen“ (die Mitte) zum Raube haben soll: Jes. 53.

Dass es sich hier sehr wohl um ein Bild zur

Überwindung des Gegensatzes Mitte und Peripherie handelt, davon zeugt nicht nur das Bild des in die Wüste getriebenen Sündenbocks, sondern auch die Reden von Jesus – man denke nur an seine Schmähreden der Reichen und der Pharisäer, Vertreter des Establishments. Darin ist er ein Geistesverwandter der Antigone, und auch des Kindes, das den Kaiser nackt sieht.

Jesus wird aber auch zermalmt von der Macht und ihrer Manipulierung der Masse, sein Symbol jedoch hat sich nicht nur durchgesetzt, sondern lebt auch heute noch, obwohl die sich auf ihn berufende Institution selber auch alle Zyklen von Macht und Zentrum durchlaufen hat.

Was können wir daraus vielleicht lernen?

Die Ausgangsfrage war: Was nützt es der Peripherie und der Mitte, wenn diese sich ihres inneren Widerspruches bewusst ist, aber keine Lösung sucht oder bietet; was nützt es heute, da wir verschiedene kulturelle Kräfte zu integrieren haben, die sich auch ihre eigenen Mitten mit Gewalt schaffen, siehe die Caidis und die Lehrer in UK, Frankreich, hier...; was nützt es den Sinti und Roma; was nützt es den Analphabeten und überforderten Eltern und Müttern; was nützt es denen, die nach Europa hineindrücken, aus Afrika, Osteuropa?

Können wir uns einen Fortgang der Geschichte in Europa ohne Gewalt vorstellen? ("Le 21e siècle sera spirituel ou ne sera pas"), also Geschichte, nicht nur Summe von Alltag plus Gewalt?

Dann dürfen wir festhalten, dass wir eigentlich gute Instrumente in der Hand halten:

Geistliche Instrumente:

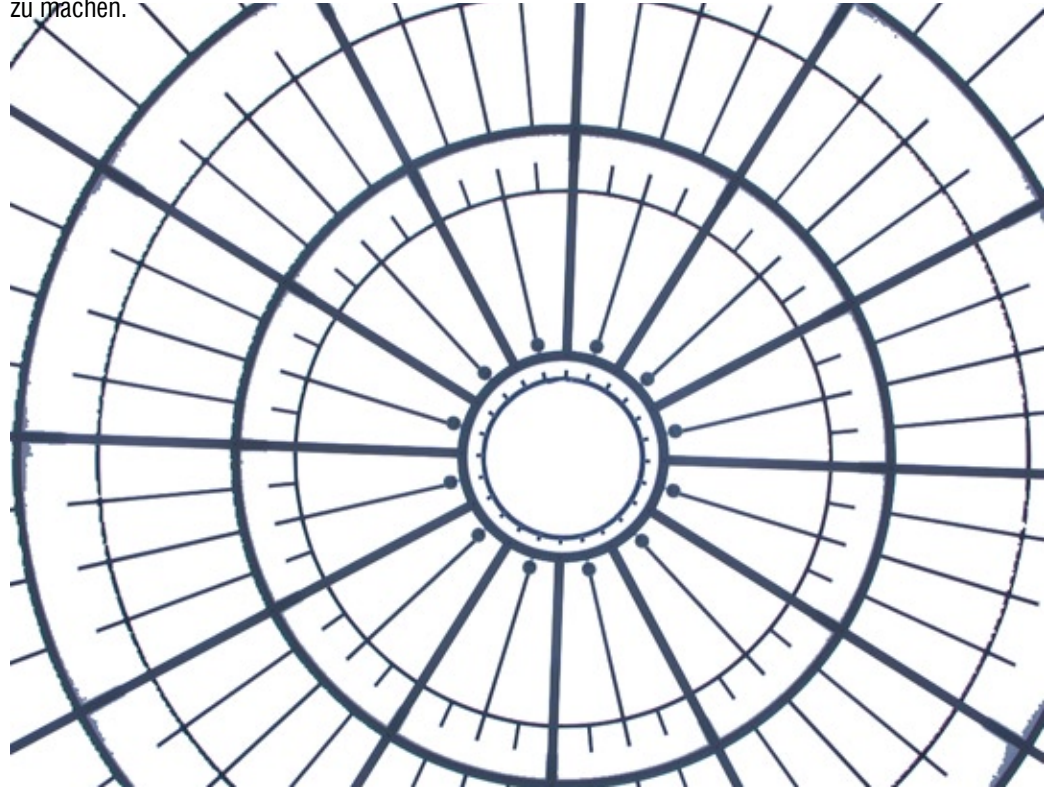
Mögliche heilende Antworten werden in der Peripherie, die leidet, geboren. Es gibt die Erfahrungen der integrativen Kraft des Geistes: Güte, Teilen, Compassion, Gerechtigkeit sind sozial effiziente Handlungsmuster. Wir dürfen an das Gute in uns glauben.

Um durch die Gewalt durch in die Mitte der Mitte vorzudringen, braucht es jedoch eine Glaubwürdigkeit, in deren Reinheit sich jeder Mensch spiegeln kann: Diese Spiegelbilder sind die höhere gemeinsame Ebene gemeinsamer Interessen, denen sich Gesellschaften nicht entziehen können und für die es heute auch Zustimmung gibt, eben in der selbstzweifelnden Mitte.

Wir nennen diese Ebene heute Menschenrechte, und sollten sie schützen, ohne sie zu einem Fetisch zu machen, denn in einem glaubenslosen Europa wirken keine Symbole mehr, und Menschen jener überzeugenden Glaubwürdigkeit hören wir nicht gerne zu, wir können eben nichts mehr glauben.

Wir haben auch gute politische Instrumente, um das Bewusstsein der Menschenrechte als die „Rechte des Anderen“ lebendig zu halten. Wir haben eine hervorragende Verfassung und gute Institutionen, auch in Europa. Wenn wir uns an der Sorge um den Schwächsten ausrichten könnten, und dazu den Mut zur Glaubwürdigkeit und Vorbildfunktion wiederfänden, wenn wir also den Gang von der Peripherie in die Mitte immer wieder erlaubten, ohne Angst davor zu

haben, dann hätten wir uns eigentlich keine Sorge um Europa und seine Rolle in der Welt zu machen.



Peripherie

oder wie definiert das Außen das Innen?

Botschafter von Finnland René Nyberg

In der Peripherie und doch im Zentrum

• Soeben ist ein Buch zum Andenken des früh verstorbenen, ersten finnischen Botschafters bei der EU, Antti Satuli, mit dem Titel „Aus der Peripherie in das Zentrum“ erschienen. Das Buch und die Grundzüge der finnischen EU-Politik können wie folgt zusammengefasst werden:

- Finnland unterstützt die Strukturen der Union,
- Finnland konzentriert sich auf das Wesentliche,
- Finnland sucht immer nach Lösungen,
- Finnland unterstützt seine Nachbarn auch dann, wenn es nicht um eigene Interessen geht.
- Die finnische geschichtliche Erfahrung kann mit der schicksalhaften Aussage Stalins aus dem Herbst 1939 zusammengefasst werden: „Für die Geographie können wir nichts, weder Sie noch wir.“
- Die geographischen Begebenheiten bleiben konstant, die Zentren können sich aber verschieben. Um die Jahrhundertwende 1900 erwog der schwedische Großkonzern L.M. Ericsson, seinen Hauptsitz von Stockholm nach St. Petersburg zu verlegen, denn der Schwerpunkt der Geschäfte lag im boomenden russischen Kaiserreich.
- Ich habe Leningrad, wie die Stadt vorübergehend genannt wurde, in den 1970er Jahren als die größte Provinzstadt der Welt erlebt.
- Heute ist Finnland nach China und Singapur das drittgrößte Zielland des Hamburger Containerhafens. Der schnellste Weg vom

Hamburger Hafen nach Moskau verläuft über die finnischen Häfen.

- Finnair ist die drittgrößte Fluggesellschaft, nach British Airways und der Lufthansa, im Verkehr zwischen China und Europa.
- Die Bevölkerungsschwerpunkte verschieben sich nur langsam, aber innovative Ideen und Spitzenleistungen sind heute nicht an Geographie gebunden. So wurde z.B. das erste mobile, digitale Telefongespräch der Welt – GSM – im Jahre 1991 in Finnland geführt.
- Schweden und Finnland geben für Forschung und Entwicklung (F+E) 3.7 % respektive 3.5% ihres BIP aus. Das ist bei weitem mehr als in jedem anderen EU-Land.
- Auch große Zentren können marginalisiert werden. Und wie wir heute wissen, können ganze Industriezweige – wie beispielsweise die analoge Photographie – wegbrechen.
- Deswegen muss der EU-Binnenmarkt verwirklicht werden. Ohne Sie heute Abend schockieren zu wollen, möchte ich doch erwähnen, dass Finnland sehr wohl die Dienstleistungsrichtlinie in ihrer radikalen, ursprünglichen, Bolkenstein-Version hätte akzeptieren können, und die finnischen Gewerkschaften hätten diesen Beschluss getragen.
- Es geht kein Weg an Anpassung und Strukturreformen vorbei. Das werden die französischen Studenten und Gymnasiasten auch früher oder später

erkennen.

• Bildung ist das Schlagwort. Ohne Bildung und Forschung haben wir keine Chance in der globalisierten Welt.

• Wenn man die finnischen Bildungserrunggenschaften auf einen Nenner bringen will, dann haben wir mit dem großen Wurf vor vierzig (!) Jahren zwei Ziele erreicht:

1. Wir haben das Entstehen einer Unterschicht verhindert, die ohne Bildung und Ausbildung keine Chance auf dem Arbeitsmarkt hätte. Die Anzahl von Schülern, die ohne Schulabschluss auf den Arbeitsmarkt kommt, ist verschwindend gering – 330 in Jahre 2005.

2. Das allgemeine Bildungsniveau der finnischen Bürger ist mit europäischen Maßen gemessen hoch und viel höher als vor vierzig Jahren - über 50 % haben das Abitur, 30 % jedes Jahrgangs sind Akademiker.

• Damit Europa sich selbst nicht an den Rand drängt, brauchen wir einen Paradigmenwechsel, bei dem Peripherie und Zentrum nicht das Ausschlaggebende sind.





FOTO: ROBERT KRZEMIŃSKI

IKKUNA OSITTAIN VEDEN ALLA

«Jos kaunis on vain syntymän ja lakastumisen välissä, kukoistuksen voima näiltä lainattu, muisto on tapahtumaa todempi. Jos tosi on kaunis, jos kaunis totta. On totta, vesi on kävellyt minua pitkin taitavasti kuin silmäkääntäjä. Suru kävellyt läpi ihmisten muodossa. Nyt vene keikkuu korkeimman huoneen katossa, ohuiden lankojen varassa me keinumme. Suruinemme, läpikulkuinemme, se on matka päiden läpi, ei päästä päähän. Vailla viivähdystä jossa muoto tulee todeksi, jos tosi on vain syntymisen ja lakastumisen välissä.»



EIN FENSTER, ZUM TEIL UNTER WASSER

von Saila Susiluoto. Übersetzung: Gabriele Schrey-Vasara.

Wenn Schönheit nur zwischen Geburt und Verfall existiert, die Kraft des Blühens nur von diesen geliehen, ist die Erinnerung wahrer als das Geschehen. Wenn das Wahre schön ist, das Schöne wahr. Es stimmt, Wasser ist über mich gelaufen, kunstvoll wie ein Blender. Schmerz ist in Menschengestalt durch mich hindurchgezogen. Nun hängt das Boot schwankend an der Decke des höchsten Zimmers, an dünnen Fäden schaukeln wir. Mit unserer Trauer, unseren Passagen, ein Weg durch die Köpfe, nicht von Kopf bis Fuß. Ohne jene Verzögerung, in der die Form Wahrheit wird, wenn Wahrheit nur zwischen Geburt und Verfall existiert.

Saila Susiluoto.
Gedichte aus Huoneiden kirja („Das Buch der Zimmer“, Otava, 2003.)
Übersetzung: Gabriele Schrey-Vasara.

Reflex und Kognition

Zur Konfiguration der Neurosciences

Projekttipp 1

ZENTRUM FÜR LITERATURFORSCHUNG Reflex und Kognition. Zur Konfiguration der Neurosciences

Yvonne Wübben, Margarete Vöhringer

gefördert mit Mitteln der DFG, 2005-2007

Mehr als 15 Jahre nach der Proklamation der so genannten „Dekade des Gehirns“ hat sich der Terminus neuroscience zwar weitestgehend etabliert, dennoch konnte die ‚neue Wissenschaft‘ die an sie gerichteten Erkenntniserwartungen nur zum Teil erfüllen. Trotz der zu verzeichnenden Negativbilanz wird dem Gehirn weiterhin eine eminente Bedeutung für die Kontrolle vitaler und kognitiver Prozesse beigemessen. Dabei bleibt ein Aspekt allerdings oftmals unberücksichtigt: die cerebrale Steuerung von Reflexen. Historisch gesehen fällt sie ebenso in den Gegenstandsbereich der neuroscience wie die Kognition.

Von dieser Beobachtung ausgehend wird sich das geplante Projekt der Geschichte der Reflexforschung als einem für die Konfiguration der Neurowissenschaft konstitutiven Gegenstandsbereich widmen. Ein Blick auf die Konstellationen um 1800 zeigt, dass sich die experimentelle Erforschung des Gehirns, seine epistemische Objektwerdung in modernen Experimentalsystemen, wesentlich von der Peripherie aus, das heißt von der Erforschung des Anderen der Kognition, vollzog. Im Zuge der Experimentalisierung der Peripherie (so z.B. bei Haller) wurde ein Wissen produziert, das im Laufe des 19. Jahrhunderts in die

Hirnforschung einging. Die Etablierung moderner neurowissenschaftlicher Methoden tritt somit aus einer Konstellation hervor, die sich durch zwei Momente auszeichnet: zum einen durch die Aufhebung der zentralen Leitdifferenz von Zentrum und Peripherie, wie sie noch für die vertikal organisierte frühneuzeitliche Wissensordnung kennzeichnend ist; zum anderen durch die sukzessive Etablierung eines horizontalen Modells, in dem Transferprozesse möglich werden.

Im Rahmen des geplanten Projektes werden jene Wissenspraktiken zwischen 1700 und 1800 rekonstruiert, die zur Unterscheidung von Peripherie und Zentrum beigetragen haben und in deren Zug das Gehirn sowie das periphere Nervensystem zu epistemischen Objekten avancierten. Gegenüber primär theorie- bzw. konzeptgeschichtlichen Ansätzen ist das Projekt diskurs- und experimentalgeschichtlich angelegt. Der experimentalgeschichtliche Teil wird die Übertragung der peripheren Experimentaltechniken analysieren, durch die das Forschungsobjekt ‚Gehirn‘ überhaupt erst seine Konturen erhielt. Hier steht die Untersuchung der materialen Kultur im Vordergrund: welche Techniken der Sichtbarmachung gab es? Wie wurden Gehirn und Peripherie praktisch erforscht und repräsentiert? Welche Rolle spielte das anatomische Theater dabei als öffentlicher Schauplatz der Wissenschaft und mit welchen theatralischen Mitteln wurden epistemische Objekte dort in Szene gesetzt?

Daran schließt sich ein zweiter diskursgeschichtlicher Teil an, der literarische und wissenschaftliche Imaginationen des

Gehirns untersucht und zu Experimentalpraktiken in Beziehung setzt. Zahlreiche Texte befassten sich um 1800 mit der Erforschung des Gehirns, sie nahmen nicht selten auf konkrete Versuche Bezug. Welche kulturellen Muster kommen bei der Deutung dieser Versuche zum Tragen, an welche Kontexte lehnen sie sich an und inwiefern partizipieren sie z.B. am politischen Diskurs?

Weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.zfl.gwz-berlin.de/forschung/schwerpunkt-ii-kulturgeschichte-des-wissens/reflex/>



Gegründet 1999 von Mitgliedern aus einem Dutzend Europäischer Staaten von Portugal bis Rußland, untersucht dieser Forschungsverbund Transfer und Aneignung wissenschaftlicher und technischer Innovation in Ländern außerhalb der "Großen Drei" (Deutschland, Frankreich, Großbritannien) im Zeitraum der letzten 500 Jahre. Hauptaktivitäten von STEP sind jährlich stattfindende workshops sowie die Etablierung einer zweisprachigen Datenbank mit Sekundärliteratur und Quellenbeständen, die den Blick besonders auf die nicht-englischsprachige Forschungsliteratur lenken und somit sprachliche Barrieren überwinden helfen soll, mit dem Ziel, nationale Wissenschaftskulturen in ihrer Genese zu erklären – und diese bei deren Erforschung zu überwinden.

Projekttipp 2

5th STEP Meeting

„Popularisation of Science and Technology in the European Periphery“

Museu de Menorca (Mahon) Minorca, 1-3 June 2006

General Information

STEP („Science and Technology in the European Periphery“) was founded in Barcelona in 1999, and gathers around 90 historians of science from all over Europe with a special interest in the role of Science and Technology in countries outside the „big three“ (France, Germany, and Britain). The group held meetings in Lisbon (2000), on Scientific Travels; Aegina, Greece (2002), on textbooks and science teaching in the periphery; and Aarhus, Denmark (2004), on the role of history of science in the construction of national identities in peripheral countries.

The 5th STEP meeting on „Popularisation of Science and Technology in the European Periphery“ will be held in Mahon, in the Mediterranean island of Minorca, from 31 May to 3 June under the auspices of the Institut Menorquí d'Estudis (IME) a cultural institution of the island.

Aims of the meeting

During the seventeenth and eighteenth centuries, the creation of a public space for legitimisation of the scientific endeavour outside the hitherto secluded community of natural philosophers addressed a narrowly defined public, which belonged to the upper classes of society, the so-called gentlemen of science. Science began penetrating a wider public, nevertheless it remained confined to a small, privileged minority. It was during the nineteenth century that scientific activity became accessible to a public beyond an elitist sphere. And it was during that century that the term 'popularisation of science' was first coined, where behind 'popular' one could detect a wide and heterogeneous public that was not identified in a single group of people. Although 'popular science' is inherently public, we must distinguish it from the notion of 'public science' that usually accounts for the increasing proliferation of public demonstrations that date from the seventeenth century onwards.[1]

Since a vast majority of peripheral countries in Europe have never had a Newton, a Darwin or an Einstein, the historical analysis of their scientific culture through the study of the spread of scientific ideas in the local contexts seems a more rewarding approach than a history based on the search of great luminaries. For what kind

of audiences and what kind of images of science were spread by peripheral working scientists and early popularisers from the late eighteenth century, when the public sphere emerged, until the late twentieth century, characterized by a mass information society?

Although the popularisation of science in the so-called 'centres' of Europe has received more attention from historians than that of the 'peripheries', comparative studies, might shed more light on the emergence of different scientific cultures. Popular science and technology in the European periphery is one of the fertile arenas for the study of the appropriation and use of scientific ideas and practices. By pointing out differences and similarities of the popularisation of science and technology in different countries, we might be able to build a more detailed account on our cultures of science through different levels of analysis. This will be the main aim for our next STEP meeting.

The uses of popularisation of science and technology in the periphery

Peripheral scientists, educated under the influence of the scientific elites of the centres, often favoured uncritical and hagiographic accounts. They perceived popularisation as a fundamental tool to strengthen the scientific culture of the country. Critical statements were usually considered dangerous for the success of this endeavour.[2] The intellectual authority of foreign experts was often uncritically accepted, and the core of science of the centre was automatically transmitted to a popularisation genre. The uncritical reception of science of the centre tinges popularisation in the periphery with supposed "non-political, neutral, objective accounts" that often praised international authority. From that perspective, first came the assimilation and spreading of science "as it is",



and technology plays an important role. As we know, activities of provincial scientific societies across Europe from the Enlightenment onwards were often designed for the improvement of the arts and manufactures of a specific locality, but also for legitimating the social prestige and political control of the local elites. Moreover, popularisation in the periphery also played key roles in nationalist projects. Here, local national science deserve our attention as these open up onto a range of issues that are central for our enterprise: gaining authority and resources for science and scientists, the role of scientists and other academics in creating or 'modernizing' nation states, etc.

Along the nineteenth century, it was extended to the "necessary" control of the working classes through technical education plans, popular science courses, experiments and scientific literature: a "science for all" circulated widely in peripheral countries, often translating the great names of the popularisation of the centre (Flammarion, Figuiet, Verne, Wells. etc.). In addition, public health and hygiene campaigns required specific strategies for the appropriation and popularisation of medical theories to local habits and cultural values.

Expert and lay culture in the periphery

Peripheral scientists played a very important role in the making and circulation of scientific literature, but often without establishing a clear distinction between the works of the experts and the popular accounts, nor between savants and vulgarisateurs. Under the banner of the utilitarian virtues of science to be applied to arts and manufactures, academies, agricultural societies, libraries, clubs, etc., used to organise frequent open sessions that gathered

and only when the peripheral scientific culture reached enough maturity, did debate and open discussion on the issues involved appear.

As a result, popularisation in the periphery played an important role as a strategy for legitimating the main values and ideas of the scientific culture of the centre, to strengthen Hilgartner's thesis on the dominant view that emphasizes the paradox of the use of a popular scientific genre to actually reinforce working scientists' authority and intellectual control of the audiences.[4] In that sense, the success of the great names of the scientific centres could be precisely checked through the analysis of popularisation in the periphery.

The uncritical and hagiographical accounts offered to strengthen the scientific culture of the periphery. However, there are other agendas behind the popularisation of science as well. There are political agendas (i.e. in France the republicans sought through the popularisation of science to emancipate the public and promote a secular society), religious agendas

(In France -again- Catholic writers saw in the popularisation the means to promote their ideas on the reconciliation of science and religion), metaphysical agendas (i.e. Flammarion's popular astronomy aimed at supporting spiritualism), moralistic agendas etc. We should not forget the creative aspect of popularisation, and hence the independent nature of the process (not merely copying) going on in different local environments, including centres and peripheries. A local populariser talking, for instance, about Newton was not only explaining Newton's scientific achievements, but usually picked out those aspects which were relevant for science and scientific careers in his own locality.

Were there other agendas in the popularisation of science and technology in the Periphery of Europe apart from promoting a scientific culture? Popularisation practices in the periphery are also historically relevant to analyse particular strategies of local political and economic elites. It informs us about strategies for the control of the public sphere in which science

a large range of audiences. B. Bensaude and A. Rasmussen stated that popularisation in peripheral countries often does not make a clear distinction between the experts' and the laymen accounts. In their view, the transformation of a scientific journal into a popularisation periodical might be considered as a survival strategy in the fragile institutional contexts of the periphery. As Terry Shinn and Richard Whitley clearly stated in their book *Expository Science*, even in leading scientific centres there is not a precise distinction between experts' and laymen's accounts. We are usually dealing with a continuum of communication strategies from top international research journals to very popular texts, without a defined epistemological frontier, which could be even subtler in the periphery. Along the same line, in the periphery, the frontier between amateurs and professionals is harder to establish. We should not forget that popularisation was often perceived as an important income source for peripheral University professors with low salaries and poor institutional recognition. In other cases, however, professional scientists – medical doctors, in particular – expressed their reluctances to make science 'too popular'.

In that context we should take into account different actors, sites and practices of popularisation: popularisers, publishers, audiences, as well as the nature and content of popular science. There have been studies that have drawn more or less distinct lines between the different groups of popularisers (at least in the European centres): a. Scientists who popularised science: This was a side activity beyond research and teaching that was generated by various motives. For example, for some scientists popularisation was a way to impose their own contested theories to society. (i.e. Pasteur vs. Pouchet); b. A second group of popularisers that was also distinct from the 'professional' popularisers was the one composed of engineers and technicians. Their interests were confined to their particular

domain and the themes chosen were usually drawn from the industrial sector and the latest developments of technology. (i.e. in France see journals *La vie souterraine* and *Les mines et les mineurs*); c. Professional popularisers: They all came from very diverse backgrounds. However, all of them were prolific and talented writers with an intense interest in the sciences; an intriguing mixture of journalists, storytellers and, essayists. Their interests usually extended to more than one scientific field. Their activities were also various and diversified. They directed journals of popular science, wrote and published articles in the general press, collaborated with publishing houses, produced their own books. Were there such or equivalent groups and sub-groups of popularisers in the periphery? How can we define the distinction between professional and occasional popularisers in our peripheral contexts?

A popular lecture on agricultural chemistry for farmers is not merely about teaching, but also about convincing, transforming, modernising. In this process many actors are involved: the state or some local authority, farmers' associations, the food industry, local teachers or professional lecturers, university professors, wealthy and poor farmers, scientific societies, local elites, etc. Therefore, popularisation is not just an interaction between science and the public, but a complex interplay between a large number of actors.

The historical sources of popular science and technology

Writing the history of popularisation practices in the European periphery implies a necessary recovery of an enormous bibliographical heritage: popular scientific books, science fiction novels, popular scientific journals, articles in the everyday press, pamphlets, publications and archival material of national and international exhibitions, public celebrations and homages to local scientists, public

debates on the acceptance or resistance to important theories such as Darwinism or even to controversial practices such as Phrenology. This will probably be a first step towards a more refined historiographical interpretation of the role that popular science has historically played in the periphery of Europe both in terms of appropriating the main scientific doctrines of the centres and also in relation to the interests of local political, economic and intellectual elites.

The popularisation of science and technology in its printed form is closely related to the rise and development of the book. The history of the printed popular works co-evolved with the history of the press and publishing. During the mid-nineteenth-century, in the European centres, mass production reduced the price of books, making them accessible to a wider public, whereas new techniques of printing, such as the monotype and the linotype, as well as the development of illustration rendered books more attractive. This great diffusion of popular books should also be credited to the publishers who were also driven by a commercial logic. The mechanized production of printed material and its efficient diffusion thanks to the major improvements in the transport system, i.e. railways, were some of the effects of the industrial revolution. Was there an analogous development in the countries of the European periphery? What were the material constraints for the take off of the popularisation of science and technology?

The mid-nineteenth-century witnessed the establishment of the popularisation of science and technology both as an emerging profession, and as a special section of the publishing activities of editorial houses. Publishing houses driven by the financial interest and following commercial strategies aimed at

the enlargement of the market of popular science. Indicative are the gradual changes that occurred in the physical character of the popular science editions, which now tended to be more attractively laid-out and better illustrated with corresponding improvements in the quality of the paper and the binding. Moreover, a characteristic feature of the period was the diversification of the product, namely the edition of the same oeuvre in various formats, sold accordingly in various prices and addressed therefore to a heterogeneous public. What was the role of publishers in the periphery of Europe?

Nevertheless, we should not forget that books were often destined for a particular bourgeois audience, which could exclude farmers or workers (or audiences in remote areas), who were reached by other means: oral lectures, meetings, free pamphlets, natural history museums, and botanical and zoological gardens, but also by school activities, scientific societies, inauguration of statues, trade fairs, etc. Local primary sources that inform us about these popularisation practices are also extremely valuable in our project.

Questions

The papers of our meeting analyse new case studies and answer some general questions such as:

What kind of images of science was spread in the periphery, and for what kind of audiences? In terms of 'popular epistemology', what do we know about the reaction of the audiences?

Which were the intended aims of popularisation and the criteria to legitimate it? Were there other

agendas apart from promoting a scientific culture?

What about the distinction between expert and lay accounts in peripheral countries?

What made actors, sites and practices of popularisation specifically peripheral?

What can we say about the documentary evidences (primary sources) of popularisation in our peripheral countries?

weitere Informationen finden Sie hier:

<http://www.uv.es/comic/step5/geneinf2.html>

oder hier:

<http://www.cc.uoa.gr/step/>

Science
and technology

Peripherie und Zentrum in der Weltgesellschaft

Schlüsselwörter:
Arbeitsmarkt, Schuldenfalle,
Mercosur, Menschenrechte,
Politikinszenierung

Europa hat das universelle Verstehen über die Weltmeere exportiert und wird nun, abweichend von seinem zivilisatorischen Selbstverständnis, aus der Perspektive des "anderen Kaps" (Derrida) verstanden. Die westlichen Demokratien haben die Herrschaft des Rechts globalisiert und werden nun auf die Einhaltung der von ihnen gesetzten Normen verpflichtet, und die normative Alternativlosigkeit demokratischer Politik lässt die Defizite politischer Inklusion, egalitärer Freiheit und solidarischer Vergemeinschaftung in allen Weltregionen nun umso deutlicher hervortreten. Während die Länder im Zentrum eine relativ weitgehende, rechtliche, politische und soziale Inklusion der Gesamtbevölkerung erreicht haben, zerfällt die riesige Peripherie in soziale Segmente überintegrierter Minoritäten und unterintegrierter Majoritäten. Erst in Folge der Globalisierung der Massenkommunikation, der Funktionssysteme und Expertenkulturen, des westlichen Verfassungstyps und der westlichen Hegemonie aber wird die Fragmentierung der Weltgesellschaft in Zentrum und Peripherie zu einem Problem, dem kein Funktionssystem, kein politisches Regime und keine sub- oder supranationale Organisation mehr ausweichen kann.

Die Differenzierung von Zentrum und Peripherie ist heute das gemeinsame Problem aller Weltregionen, Funktionssysteme und politischen Regimes. Im ersten, hier präsentierten Band der neuen Reihe mit dem Titel Peripherie und Zentrum in der Weltgesellschaft ist das Generalthema in mehreren Dimensionen angesprochen: Auswirkungen der Differenzierung von Zentrum und Peripherie für das Weltrechtssystem und seine Rückwirkungen auf die jeweiligen Regime, nationale Wirtschaftsstile und Politikulturen unter den Bedingungen der Globalisierung, universelle Menschenrechte und das Recht auf Differenzierung.

Herausgeber:

Hauke Brunkhorst, Professur für Soziologie an der Universität Flensburg.

Gerd Grözinger, Geschäftsführer des Zentrums für Bildungsforschung der Universität Flensburg.

Wenzel Matiaske, Professur für BWL, insb. Personal und Organisation an der Universität Flensburg.



Zentrum und Peripherie, hrsg. von Hauke Brunkhorst, Sérgio Costa, Wenzel Matiaske, Marcelo Neves, Band 1
ISBN 3-87988-875-2, Rainer Hampp Verlag,
München und Mering 2004, 238 S., € 24.80

Europe's Third World

The European Periphery in the Interwar Years

Derek H. Aldcroft

Economic historians have perennially addressed the intriguing question of comparative development, asking why some countries develop much faster and further than others. Focusing primarily on Europe between 1914 and 1939, this present volume explores the development of thirteen countries that could be said to be categorised as economically backward during this period: Albania, Bulgaria, Estonia, Greece, Hungary, Latvia, Lithuania, Poland, Portugal, Romania, Spain, Turkey and Yugoslavia. These countries are linked, not only in being geographically on Europe's periphery, but all shared high agrarian components and income levels much lower than those enjoyed in western European countries.

The study shows that by 1918 many of these countries had structural characteristics which either relegated them to a low level of development or reflected their economic backwardness, characteristics that were not helped by the hostile economic climate of the interwar period. It explores, region by region, how their progress was checked by war and depression, and how the effects of political and social factors could also be a major impediment to sustained progress and modernisation. For example, in many cases political corruption and instability, deficient administrations, ethnic and religious diversity, agrarian structures and backwardness, population pressures, as well as international friction, were retarding factors.

In all this study offers a fascinating insight into many areas of Europe that are often ignored by economists and historians. It demonstrates that these countries were by no means a lost cause, and that their post-war performances show the latent economic potential that most harboured. By providing an insight into the development of Europe's 'periphery' a much more rounded and complete picture of the continent as a whole is achieved.

Contents

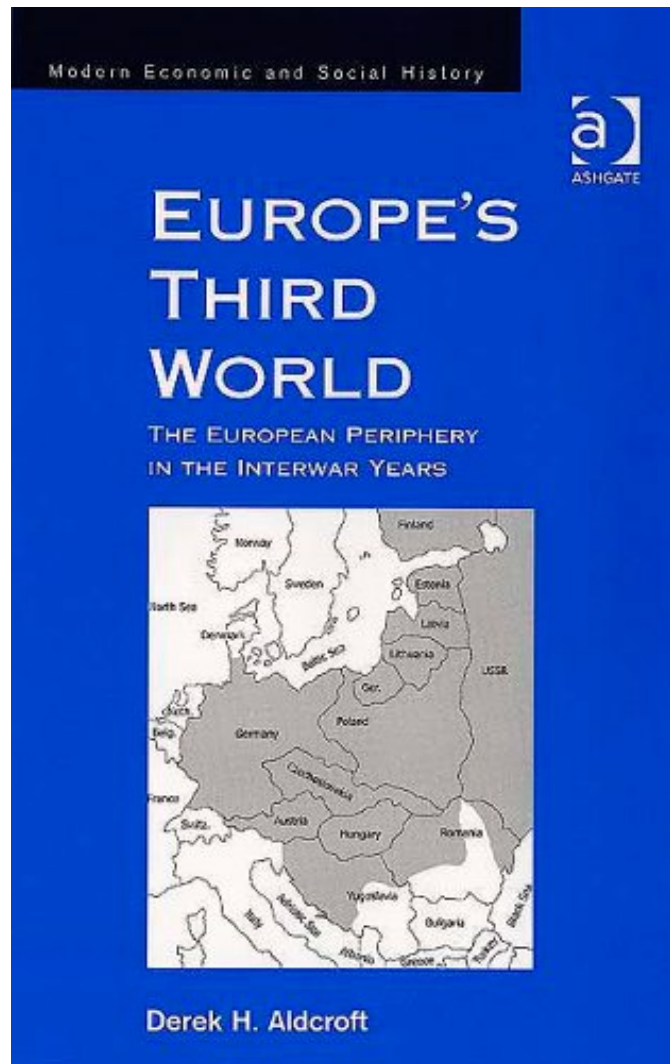
Introductory note; Characteristics of the European periphery; Peripheral Europe before 1914; Peripheral Europe in the interwar setting; The Balkan states; The Baltic states; Poland and Hungary; Spain and Portugal; Greece, Turkey and Albania; Development stalled?; References; Index.

Reviews

'Professor Aldcroft's latest book provides a fascinating account of how and why Europe's "Third World" remained mired in relative backwardness between 1918 and 1939 with even its best performers staying in the shadow of the advanced economies of Western Europe.' Dr Steven Morewood, University of Birmingham, UK

About the Author/Editor

Derek H. Aldcroft is University Fellow in the Department of Economic & Social History, University of Leicester, UK.



Further Information

Affiliation: Derek H. Aldcroft, University of Leicester, UK

ISBN: 0 7546 0599 X

Publisher: Ashgate Pub Co

Publication Date: 02/2006

Number of Pages: 232 pages

Binding: Hardback

Binding Options: Available in Hardback only

Book Size: 234 x 156 mm

British Library Reference: 940'.09724

Library of Congress Reference: 2005014115

Central Europe: Core or Periphery?

Christopher Lord (ed.)

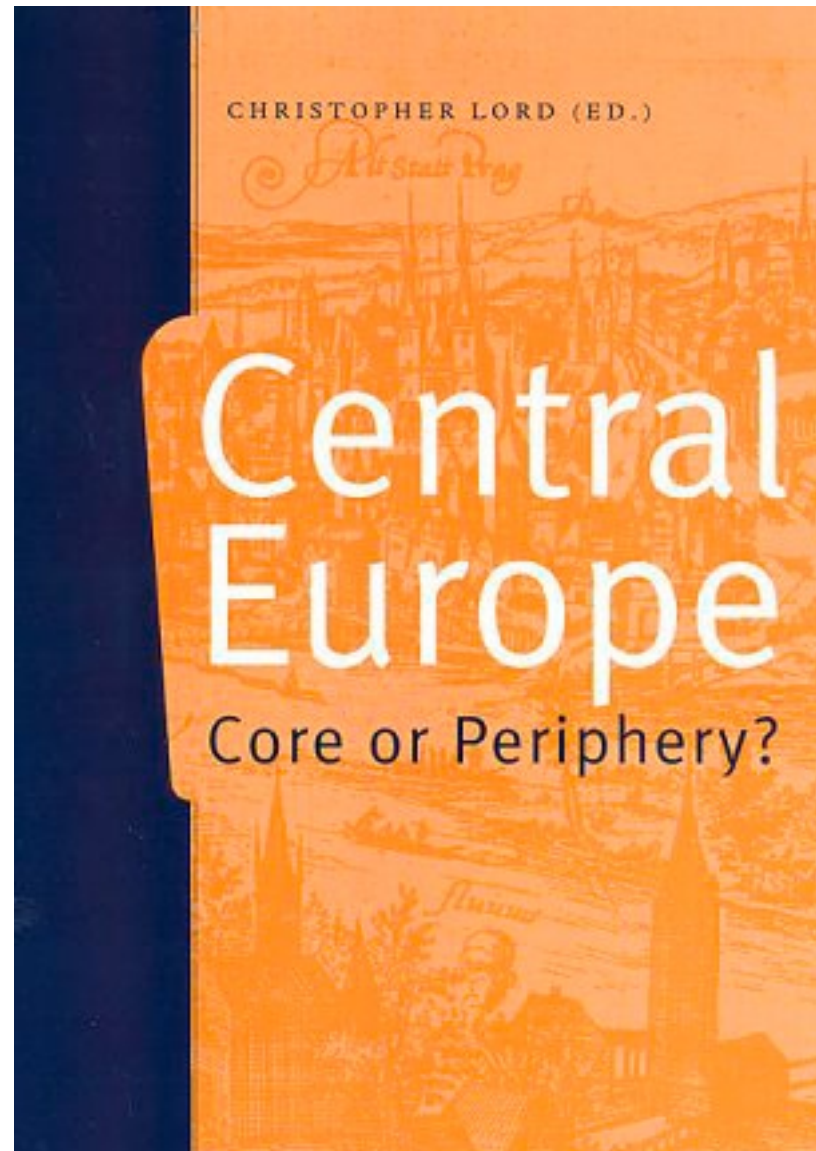
Central Europe is a paradox. On the one hand it is the heart of Europe, a region still full of the literature, classical music and high culture of the vanished comic opera world of 19th-century Vienna and Budapest; and on the other hand it is remnant of the Soviet Empire, economically devastated and socially crippled by decades of Communist Party rule.

Leading historians, specialists in art and literature, economists and political scientists from East and West present a stock-taking ten years after the fall of the Berlin Wall and the end of past era. Russian and German commentators with a perspective from Moscow and Berlin give a multi-faceted picture of this complicated region at the turn of the 20th century.

From contemporary security issues through the prospects for European Union expansion to the deep cultural and historical roots of the countries of the region, this volume of essays will do much to improve your knowledge and understanding.

Contents:

- Historical Background
- Interrupted Progress
- Economic Factors
- Central Europe and European Integration
- Risk Factors
- Issues of Identity



Publisher: Copenhagen Business School Press
First edition, 2000
256 pp.,
hard cover
ISBN 8763000431
£25 , \$42 , EUR 35 , DKK262.



Gut gekleidet, chic, arrogant, Wein,
Baguette, geschminkt, Fisch, charmant,
eifersüchtig,
adrett, schlank, langes Essen, Käse, chic,
Zigaretten rauchen, froh, Kettenrauchen,
dürr, genießerisch, zierlich, lebensfroh,
Schnattern, gestikulieren, viel mit Kin-
dern,
Cancan, Sorgfalt bei der Essenzuberei-
tung, Urlaub, Kunst, Genussmenschen,
Rotwein,
lachen, Schnellsprecher und Besserwis-
ser, Abenteurer, wenig Umweltbewusst-
sein,
auf Äußerlichkeiten achtend, Parfum,
Wein, Dünen, lebenslustig, Schmolllmund,
Parfum, Mireille Matthieu, modebewusst,
Fischsuppe, wollen auffallen, gemütlich,
gelassen, elegant, Weißbrot, chic, große
Augen, lange Wimpern, Bettler, Cancan-
Tänzerinnen, stolz auf ihre Kultur, genie-
ßerisch, liebenswürdig, Chancons, stolz auf
die Nation, viel Mimik, Meer, Künst-
lerdurstig, lebenselegant, Montmartre,
Marseillaise,
Sur le pont d'Avignon, Louvre, Eiffel-
turm, Zigaretten, Weißbrot, zierlich,
Baskenmütze,
Paris, Feinschmecker, Streifenhemd, Rot-
weinliebhaber, unangenehme Bürokratie,
Eleganz in der Kleidung, Chancon,
d'Amour, Seine-Brücken, Strand, rau-
chen

Mareike Hölter:
„Die Europäerin / Frankreich“

Transdisziplinarität in der Technologieforschung und Ausbildung

Eberhard von Goldammer und Rudolf Kaehr

We must stop acting as though nature were organized into disciplines in the same way that universities are.

Russell L. Ackhoff

Ganzheitliche (Ingenieur-) Ausbildung, Integration von Geistes- und Sozialwissenschaften in alle Fachbereiche oder eine inter-, multi- oder transdisziplinäre Ausbildung werden heute ebenso häufig gefordert, wie das „interdisziplinäre Gespräch zwischen Natur- und Humanwissenschaften“. So gerechtfertigt diese Forderungen im Einzelnen auch sein mögen, so führen sie, sofern überhaupt der Versuch unternommen wird, sie zu realisieren, im Allgemeinen zu grundsätzlichen Schwierigkeiten. Während die Natur- oder Ingenieurwissenschaften zu den sog. „harten“ Wissenschaften zählen, die sich im Gegensatz zu den Humanwissenschaften durch einen hohen Grad an Mathematisierung (Formalisierung) auszeichnen, so daß eine Verständigung innerhalb dieser Disziplinen noch einigermaßen gewährleistet zu sein scheint, begegnet man in den sog. „weichen“ Wissenschaften i.a. recht unterschiedlichen Lehrmeinungen, was eine Verständigung nicht nur innerhalb dieser Disziplinen erschwert. Darüber hinaus beobachtet man auch hier ebenso wie in den Natur- oder Ingenieurwissenschaften eine unaufhaltsame Entwicklung hin zum Spezialistentum, so daß die Beschäftigung des Naturwissenschaftlers oder Ingenieurs mit diesen Disziplinen entweder in ein Zweit-, Dritt-, usw. Studium ausartet, oder das oben geforderte Gespräch zur Plauderstunde im Stile einer Fernsehdiskussion verflacht. Auch ein „Studium Generale“ oder „Fundamentale“ führt hier nicht aus der Sackgasse. Im Allgemeinen

wird hierbei lediglich eine Spaltung in einen „Arbeitsalltag“ und dem „feiertäglichen“ Umgang mit Kunst und/oder Philosophie vorgenommen. So wichtig die Beschäftigung mit Kunst oder dem Gedankengut der großen Denker vergangener Epochen für die Persönlichkeitsentwicklung auch sein mögen, ein neuer Wissenschaftsansatz aus dem heraus letztendlich neue wissenschaftlich didaktische Konzeptionen entwickelt werden könnten, die mehr als nur eine einfache Addition unterschiedlicher Fächer darstellen, wird auf diese Weise nicht kreiert. Ein solcher Wissenschaftsansatz bildet jedoch eine notwendige Voraussetzung, um den hochgesteckten Forderungen auch nur entfernt gerecht zu werden. Die folgende Diskussion versteht sich nicht als Katalog für Lösungsvorschläge, sondern dient eher dem bescheidenen Versuch einer Untersuchung der strukturellen, wissenschaftstheoretischen Schwierigkeiten, die bei einer ganzheitlichen Beschreibung lebender Systeme („system wholes“) auftreten. Man spricht heute gerne von „linearem“ im Gegensatz zum „komplexen“ Denken, ohne daß dabei so eigentlich klar wird, was man darunter zu verstehen hat. Von Seiten der Physiker hört man etwas über „komplexe“ Systeme, über die „Theorie dissipativer Strukturen“, über „Synergetics“ oder über „Chaos“, wobei der Eindruck entsteht, dies seien die gewünschten „ganzheitlichen“ Naturbeschreibungen. Kurz, es existiert eine Flut neuer Schlagworte, deren Bedeutung in aller Regel sehr unklar bleibt und häufig zu euphorischen, kaum tragfähigen Spekulationen führt. Um es gleich vorwegzunehmen, weder

die „Theorie dissipativer Strukturen“ noch „Synergetics“ oder „Chaos“ u.ä. bilden einen Wissenschaftsansatz für eine „ganzheitliche“ Naturbeschreibung - man befindet sich hier immer noch im Kontext der „klassischen“ Physik, einer Einzelwissenschaft, deren erklärtes Ziel es ist, Quantitäten und deren Veränderungen mit Hilfe mathematischer Modelle zu beschreiben, und die deshalb notwendigerweise reduktionistisch ist. Weiter unten wird diese Behauptung etwas näher analysiert werden. Zuvor sollen jedoch in einer ersten Näherung die Begriffspaare, kompliziert-komplex hierarchisch-heterarchisch in ihrer Bedeutung etwas schärfer eingegrenzt werden. Wenn im Folgenden von „komplexen Systemen“ gesprochen wird, so bezieht sich dies auf den logischen Komplexitätsgrad ihrer Beschreibung. Systeme dieser Art zeichnen sich durch ein Zusammenspiel von heterarchischen und hierarchischen, d.h., neben- und übergeordneten Strukturen aus. Während die klassische Logik eine hierarchische Konzeption darstellt und dem Wortstamm entsprechend nur eine Logik kennt, also monokontextual ist, zeichnet sich eine heterarchische Konzeption der Logik, eine sog. transklassische Logik, durch eine Vielheit von Nachbarkontexturen aus, die miteinander vermittelt sind (Polykontextualität). Heterarchisch strukturierte Systeme entziehen sich daher einer adäquaten Beschreibung mit Hilfe des klassischen logisch-mathematischen Instrumentariums. Der Grad der Komplexität bezieht sich somit als Maß auf die Anzahl der miteinander vermittelten basalen Logik-Systeme. Heterarchie bedingt Selbstreferentialität, eine charakteristische Eigenschaft aller lebenden Systeme. Selbstreferentielle Systeme sind in der Lage sich von ihrer Umgebung ein „Abbild“ zu machen und dies in einer systemspezifischen Weise zu reflektieren (Kognition). Ihre Beschreibung zeichnet sich durch einen hohen logischen Komplexitätsgrad aus und führt im Rahmen der klassischen Logik immer in

antinomische Situationen (Günther, von Foerster, Löfgren). Eine derartige antinomische Situation sei durch folgendes Beispiel verdeutlicht. Im Zen-Buddhismus ist das angestrebte Ziel Erleuchtung. Der Zen-Meister versucht, seinen Schüler auf verschiedene Weise diesem Ziel näher zu führen. Eine Übung besteht darin, daß er dem unvorbereiteten Schüler einen Stock über den Kopf hält und grimmig sagt: "Wenn du sagst, dieser Stock sei real, werde ich dich damit schlagen. Wenn du sagst, dieser Stock sei nicht real, werde ich dich damit schlagen." Der Zen-Schüler könnte in dieser Situation über sich greifen und dem Meister den Stock wegnehmen, der diese Antwort, bei der ein Kontextwechsel vorgenommen wurde, akzeptieren würde. Es sei hier nur angemerkt, daß bei einem Schizophrenen diese Fähigkeit zum Kontextwechsel im allgemeinen zusammenbricht. Man bezeichnet dies in der Psychiatrie als double bind-Situation (Bateson). Komplementär dazu sind „komplizierte Systeme“ zu sehen. Die Beschreibung einer computergesteuerten Werkzeugmaschine mag zwar einen hohen Grad an Kompliziertheit aufweisen, sie ist in dem oben genannten Sinne jedoch nicht komplex. Auf der anderen Seite bildet beispielsweise eine Amöbe hinsichtlich ihrer Beschreibung ein extrem komplexes System von vergleichsweise geringer Kompliziertheit. Kompliziertheit bezieht sich als Maß auf die Parameterstruktur zur Beschreibung eines Systems. Eine ganzheitliche Systemtheorie basiert auf einem logisch strukturellen Organon, in dem die Aspekte von Kompliziertheit und Komplexität integrativ miteinander vermittelt sind. Ganzheiten sind Vermittlungssysteme von hierarchischen und heterarchischen Strukturen. „Wissenschaft beweist nie irgend etwas; „Wissenschaft sondiert, sie beweist nicht.“ Dieses Zitat, das einem Buch von Bateson entnommen ist, mag bei denjenigen, die sehr stark durch die Tradition abendländisch platonischen Denkens geprägt sind, auf Widerspruch stoßen. Seine Bedeutung ist jedenfalls weder in das allgemeine Bewußtsein

von Wissenschaftlern, noch in das der öffentlichen Meinung eingedrungen, wie die teilweise fast schon ideologisch anmutenden Expertendiskussionen und das folgende willkürlich herausgegriffene Zitat aus einer Zeitung („Die Zeit“ vom 20.2.87) verdeutlichen: „...seit im September 1985 gegen den Widerstand Frankreichs in London ein internationales Abkommen unterzeichnet wurde, das das Versenken von Atommüll im Meer bis auf weiteres untersagt. Das Verbot soll erst dann aufgehoben werden, wenn wissenschaftlich bewiesen sein sollte, daß der Atomschrott keine nachhaltigen Umweltschäden hinterläßt...“. Natürlich läßt sich die Behauptung in der Überschrift selbst nicht beweisen, jedoch lassen sich sehr schnell Beispiele aus dem Bereich der Sozial- oder Wirtschaftswissenschaften finden, die diese Aussage untermauern würden. Ein Beispiel aus der Physik - einer wahrhaft "harten" Wissenschaft - soll die Bedeutung dieses Zitats verdeutlichen. Betrachtet man den Fall eines Körpers, sagen wir vom 7. Stock eines Gebäudes, so wird dieser mehr oder minder gut durch Newton's Gravitationsgesetz (I. Newton, 1643-1727) beschrieben und zwar unabhängig von seiner Form, Farbe, Geruch oder der Architektur des Gebäudes: Das Phänomen der Gravitation wird mit dieser Metapher beschrieben, jedoch nicht bewiesen. D.h., Wissenschaft ist die begriffliche Fassung von Erfahrung (Beobachtung), wobei für das Phänomen "Gravitation" neben dem Begriff des Raumes als Gesamtheit aller möglichen Orte r eine Reihe weiterer physikalischer Begriffe erfunden wurden. Dies sind vor allem der (physikalische) Begriff der Zeit t als Mittel zur Aufreihung der Orte des Körpers zu seiner Bahn, der Begriff der Masse m als charakteristische Größe des Körpers und die Kraft F als Ausdruck aller Möglichkeiten der Einwirkung durch die "Außenwelt" (alles was nicht zum Körper zählt) auf den Körper oder genauer, auf die Bewegung des Körpers. D.h., hier wurden Begriffe erfunden und nach Regeln so miteinander verbunden, daß sich im

Verbindungsschema all das widerspiegelt, was man an der Erfahrung für wesentlich hält. Solche Verbindungsschemata führen zu einer physikalischen Theorie, die nichts anderes als eine sehr effiziente Kurzschrift zur Beschreibung von Erfahrungen darstellt und den Vorteil gegenüber der Umgangssprache besitzt, große Bündel von zum Teil recht unterschiedlichen Beobachtungen (z.B.: den Fall eines Apfels vom Baum und die Umlaufbahn der Planeten um die Erde) durch gemeinsame überschaubare Regeln zu komprimieren (semantische Intersubjektivität), oder es lassen sich beispielsweise neue noch nicht gemachte Erfahrungen aus solchen Kalkülen deduzieren (logische und operative Intersubjektivität). So läßt sich aus Gl. (1) beispielsweise der Zusammenhang zwischen Weg und Zeit für den "freien Fall" ableiten, d.h., die einzelnen Schritte zur Herleitung von (2) sind selbstverständlich streng logisch im Sinne einer mathematischen Beweisführung. D.h., innerhalb des Kontextes einer physikalischen Theorie oder wie man auch sagt, intrakontextual sind die Gesetze der klassischen Logik) gültig und anwendbar. Genau an diesem Punkt ist der Reduktionismus eines solchermaßen aufgebauten wissenschaftlichen Theoriengebäudes begründet, dessen Anwendungsbereich sich auf den einmal gewählten Kontext beschränkt. Daran ändert sich auch nichts, wenn nicht-lineare Effekte in die wissenschaftliche Beschreibung miteinbezogen werden, wie dies in moderneren physikalischen Theorien, z.B. der Synergetics, geschieht. Auch diese Beschreibungen sind reduktionistisch und niemals ganzheitlich. Wenn also beispielsweise der Stoffwechsel von Affen beschrieben wird, und es handelt sich dabei um ein sog. "offenes" physikalisches System, das sich "fern ab" vom thermodynamischen Gleichgewicht befindet (Nicht-Linearität), so wird damit nicht das System "Affe" beschrieben. Über deren Verhalten erfährt man beispielsweise

nichts, denn hier würde man einen Kontextwechsel vornehmen müssen, und der ist in der physikalischen Theorie weder vorgesehen noch möglich.

Physikalische Systeme werden stets so gewählt (reduziert), daß die Gesetze der klassischen Logik anwendbar sind, andernfalls würden Antinomien im Sinne des III. Axioms des TND auftreten. Es handelt sich bei derartig gewählten physikalischen Systemen somit immer um „komplizierte“ und nicht um „komplexe“ Systeme (siehe oben). Nun ist eine Zerlegung des wahrgenommenen Universums in Teile und Ganze sicherlich angemessen und notwendig, keine Notwendigkeit bestimmt jedoch, wie dies geschehen soll. Und genau hierin begründet sich der wissenschaftliche Anspruch einer modernen allgemeinen Systemtheorie.

Betrachtet man die Vielheit der Einzelwissenschaften (Multi-Disziplinarität), so zeichnet sich jede von ihnen durch einen Objektbereich (Obj) und einen Methodenbereich (M) aus, d. h., Einzel_W : {M, Obj}. Interdisziplinarität läßt sich verstehen als gemeinsame Bearbeitung eines Objektbereiches durch die jeweiligen Methoden der unterschiedlichen Einzeldisziplinen. Dies setzt bereits einen allgemein gültigen Objektbegriff voraus. In vielen Fällen mag ein derartiges Vorgehen angebracht sein. Auf die entstehenden Schwierigkeiten insbesondere bei der Kooperation von Natur- und Humanwissenschaften ist eingangs bereits hingewiesen worden. Hier taucht schon die Frage nach der Existenz eines allgemein verbindlichen Objektbegriffes in den Natur (bzw. Ingenieurs-) und Humanwissenschaften auf. Solange man sich lediglich auf tote Objekte bezieht, mag eine Einigung noch möglich sein, die Verständigung wird jedoch schwierig, wenn der Mensch selbst in den Objektbereich miteinbezogen werden muß. - Das ist das Problem.

- Interdisziplinarität: ein gemeinsamer Gegenstandsbereich (klass. Voraussetzung),
- verschiedene Methoden

Das Resultat einer interdisziplinären

Um an die Quelle zu kommen, muß man gegen den Strom schwimmen.

Jerzy Stanislaw Lec 1909-1966

wissenschaftlichen Tätigkeit als Konkretion eines Symposiums ist der Sammelband. Jeder (z.B.: der Physiker, der Neurologe, der Soziologe, etc.) schreibt etwas, und es entsteht die Repräsentation eines sich komplex darstellenden Objektbereichs unter verschiedenen, durch die jeweilige Einzeldisziplin bestimmten Perspektiven. Das Produkt ist der Sammelband, dessen (ganzheitlicher) Zusammenhang von einem imaginären, überdisziplinären Leser hergestellt werden müßte.

Transdisziplinarität.: durch die jeweiligen Methoden, hindurchgehend = allg. Rationalität,

- eine gemeinsame Rationalität trotz verschiedener Methoden
- viele Gegenstandsbereiche.

Der imaginäre Leser ist der Traumstudent eines jeden „studium generale“, der Generalist. Komplementär zur interdisziplinären Wissenschaftskonzeption verhält sich die Konzeption der Transdisziplinarität. Sie setzt einen allgemeinen Begriff von Rationalität voraus. D. h., man geht von einer gemeinsamen Konzeption von Wissenschaftlichkeit aus, die durch die Anerkennung der klassischen Logik und gewisser methodischer Vorgehensweisen, wie den Prinzipien der Induktion, der Deduktion oder der Abduktion, gekennzeichnet ist. Beiden Konzeptionen gemeinsam ist ein ontologisches Konstrukt von Gegenständlichkeit; der Gegenstand existiert unabhängig vom Subjekt und verändert sich durch die Betrachtung unwesentlich. Es gilt der Satz der Identität und das Tertium Non

Datur als Basis des logischen Systems, trotz aller Modifikationen und Schattierungen dieser logischen Grundprinzipien. Das Resultat ist eine Allgemeinverbindlichkeit sowohl im Objektbereich (für die interdisziplinäre Konzeption), wie im Methodenbereich (für die transdisziplinäre Konzeption). Logik und Ontologie sind einthematisch (monokontextural). Beide Konzeptionen lösen daher nicht das Problem der Vermittlung zwischen den (nebeneinander) Einzelwissenschaften, denn Monokontexturalität impliziert allenfalls Hierarchisierung sowohl innerhalb aber auch zwischen den Einzeldisziplinen, etwa im Sinne einer Meta-Wissenschaft wie Metaphysik oder das „Studium Fundamentale“ als Komplement zum „Studium Generale“, was beide Konzeptionen ad absurdum führen würde. Im Gegensatz zur ganzheitlichen Konzeption, die für ihre Darstellung eine Vielheit von logisch-strukturellen Positionen, die untereinander vermittelt sind, einnehmen muß, und die nicht im Sprachraum einer einheitlichen (monokontexturalen) Logik formulierbar sind, stellt sich die inter- und transdisziplinäre Wissenschaftskonzeption letztlich als entschieden reduktionistische und nicht ganzheitliche Denkweise dar. In beiden Wissenschaftskonzeptionen ist es irrelevant, wer die Methoden wann appliziert, denn die Applikation der Methode ist nicht selbst Bestandteil der Methoden, d.h., Subjektivität ist ausgeschlossen.

Der transdisziplinäre Wissenschaftsansatz wird am besten charakterisiert durch die Deklaration

der „American Society for Cybernetics“ aus dem Jahr 1983:

“Cybernetics is a way of thinking, not a collection of facts”

und durch die Arbeiten der „second order cybernetics“ von Maturana, Varela, von Foerster, die am Biological Computer Laboratory (BCL) der Universität von Urbana (Urbana, Illinois) in den 60er und 70er Jahren entstanden sind.

Es wird heute allzu leicht vergessen, daß der Ansatz einer allgemeinen Systemtheorie, von Anfang an der Tradition einer biologischen Ganzheitlichkeit verpflichtet war (L.von Bertalanffy). Durch die Mathematisierung (Mengentheorie, Differentialgleichungen) wurde dieser Ansatz zwar für technische Anwendungen zugänglich, jedoch auf Kosten der für die Biologie (Theorie lebender Systeme) notwendigen Ganzheitlichkeit. Da Ganzheit nur durch eine Vielheit von einander vermittelnden Positionen (polykontexturale Thematisierungen) beschrieben werden kann, ist eine Transformation des logisch mathematischen Instrumentariums zugunsten ganzheitlicher Denkformen historisch notwendig. Eine derartige Transformation des logischen und arithmetischen Apparates nach den Prinzipien einer ganzheitlichen System-Wissenschaft über die Transdisziplinarität der „second order cybernetics“ (von Foerster) und des sog. „Radikalen Konstruktivismus“ hinaus ist in den Forschungen am BCL insbesondere durch die Arbeiten (Polykontextualitätstheorie) des (transklassischen) Logikers und Philosophen der Kybernetik G. Günther, und durch R. Kaehr in Angriff genommen worden. The logic of the world is the logic of descriptions (of the world).

Die Autoren sind Mitglieder des Instituts für Kybernetik und Systemtheorie e.V., ICS

Author contacts:

Eberhard von Goldammer (vgo@xpertnet.de)

Rudolf Kaehr (rkaehr@connectfree.co.uk)

Interdisziplinarität kennzeichnet einen Forschungsstil, der in der letzten Jahrzehnten an Bedeutung gewonnen hat, weil er die Möglichkeit bietet, wirklichkeitsnäher und lösungsorientierter zu forschen, als es im starren Fächerkanon der Universität möglich ist. Man setzt dabei auf den Effekt, dass durch die Zusammenarbeit die verschiedenen disziplinären Wissensbestände und Kompetenzen auf ein gemeinsames Ziel hin gebündelt werden und durch die Brechung der methodischen Routinen die Innovativität der Wissenschaft erhöht wird. Wo die Fächer ihre Möglichkeiten durch eine Verengung auf innerdisziplinäre Fragestellungen, Methoden und Lösungsansätze beschränkt haben, stellt die grenzüberschreitende Kooperation die ursprüngliche Problemlösekraft wieder her.

In der Praxis werden die hoch gespannten Hoffnungen, nicht selten enttäuscht. Trotz des guten Willens der Beteiligten kommt es allzu oft zu "Reibungsverlusten" durch schleppend verlaufende oder scheiternde Kooperationen. Sie führen in inter-, multi- und transdisziplinären Forschungsprojekten zu einem enormen Verschleiß an Engagement, Arbeitszufriedenheit, Kreativität und Kompetenz der beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

Die Voraussetzungen für eine gute Zusammenarbeit bzw. die Probleme, die die Kooperation behindern können, liegen auf unterschiedlichen Ebenen:

- Formale Ebene: z.B. Drittmittelakquise (Fördermöglichkeiten, Suche von Partnern, Antragstellung, Sichern institutioneller Unterstützung etc.)
- Strukturelle Ebene: z.B. Projektarchitektur (Hierarchien, Organisationsstruktur, Formen der Zusammenarbeit, Qualitätssicherung ...)
- Soziale Ebene: z.B. Kooperationskultur (Machtfragen, Konflikte, Motivation ...)

Formale Ebene: Drittmittelakquise

Der neue Forschungsstil ist nicht nur gekennzeichnet von interdisziplinärer Kooperation, Anwendungsorientierung und Zusammenarbeit mit Praxispartnern, sondern auch von zeitlicher Befristung von Projekten und Drittmittelfinanzierungen. Von der Idee bis zum bewilligten Antrag sind viele Hürden zu bewältigen. Eine Projektidee muss entwickelt und strategisch ausgerichtet werden. Das Abwägen genuin inhaltlicher Interessen gegen die Möglichkeit, Bewilligungschancen zu erhöhen, betrifft dabei sowohl die Anpassung an Förderprogramme und Ausschreibungsbedingungen, als auch die Wahl der Kooperationspartner. Inhaltliche Kompetenz und Sympathie können bei einer strategischen Entscheidung durchaus nachrangig im Vergleich zum institutionellen Gewicht und guten Verbindungen bewertet werden. Kontakt zu den Ansprechpartnern der Förderinstitutionen aufzubauen und zu halten, die Pflege von Beziehungen und die Sicherung institutioneller Unterstützung gehört zu den wichtigsten unterstützenden Maßnahmen in der Antragsphase und zählt sich auch langfristig strategisch aus.

Andererseits trägt die Dominanz strategischer Aspekte in der Vorbereitungsphase eines Projektes nicht selten dazu bei, dass der interdisziplinäre Austausch misslingt.

Manche Arbeitsgruppe hat erst nach der Bewilligung erkannt, dass sie sich nicht auf ein gemeinsames Ziel geeinigt hatte. Der mühsame und zeitraubende Abstimmungsprozess zwischen den Partnern bei der gemeinsamen Antragsgestaltung, kann solche Fallstricke rechtzeitig aufdecken und sorgt dafür, dass ein Forschungsdesign entwickelt wird, das allen Beteiligten attraktive Aufgaben zuweist.

Strukturelle Ebene: Hierarchie im Projektaufbau

Wenn wir von der Struktur eines interdisziplinären Forschungsprojektes sprechen, dann meinen wir den Aufbau, das Gefüge des Projekts, das den Ablauf der Arbeit regeln soll. Die Akteure interdisziplinärer Forschungsprojekte arbeiten für eine begrenzte Zeit zusammen und bilden eine zeitlich begrenzte, eigene Struktur. Diese Struktur, z.B. dass es Funktionen wie Projektleitung, Projektsprecher, Projektmitarbeiter, bestimmte Gremien und bestimmte Entscheidungsprozesse gibt, wird durch Bedingungen der Forschungsförderer und der beteiligten Organisationen nur zum Teil vorgegeben. Der andere Teil – etwa wie demokratisch oder partizipativ die Kooperation stattfindet – muss von den Beteiligten ausgehandelt werden. Die Partner müssen also die Frage klären, innerhalb welcher Struktur und mit welchen Arbeitsformen sie kooperieren wollen bzw. müssen und welche Rolle jeder Partner innerhalb der Kooperation hat.

Ein wichtiges Beispiel für einen solchen strukturellen Aspekt ist die Hierarchie innerhalb einer interdisziplinären Forschergruppe. Universitäten sind hierarchisch strukturiert, ebenso interdisziplinäre Forschergruppen. In der Regel können nur Professorinnen und Professoren Projekte beantragen und übernehmen dann auch die Projektleitung. Häufig sind sie an mehreren Projekten gleichzeitig beteiligt und haben entsprechend wenig Zeit für jedes einzelne Projekt.

Die konkrete Durchführung der Forschungsarbeit wird vor allen Dingen von den wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern geleistet. Diese müssen ihre Arbeit nicht nur mit ihrem direkten Vorgesetzten, also ihrer Teilprojektleitung, sondern auch mit den Mitarbeitern aus anderen Teilprojekten, die jeweils auch wieder eine eigene Projektleitung haben, abgleichen. Ihre Reputation und ihre Weiterbeschäftigung in einem nachfolgenden Projekt hängt aber hauptsächlich von dem Erfolg

in dem eigenen disziplinären Teilprojekt ab und von ihrer guten Beziehung zur Teilprojektleitung. Der Erfolg der interdisziplinären Zusammenarbeit hängt wiederum sehr stark davon ab, wie gut die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit denen anderer Teilprojekte kooperieren können.

Das Problem, das sich hier stellt, ist folgendes: Hierarchische Entscheidungsstrukturen mögen kurzfristig zeitsparend erscheinen. Top down entscheidet die Projektleitung, welche Ziele auf welchem Weg erreicht werden sollen. Langfristig bergen solche Entscheidungsstrukturen aber das Risiko, dass es durch einen Mangel an Information, Transparenz und Beteiligung zu Missverständnissen zwischen den verschiedenen Ebenen und Disziplinen kommt

Interdisziplinarität ist keine Frage erhöhter Kompetenz, sondern eine Frage der Anerkennung eigener Inkompetenz

Margaret Mead 1901-1978

und sich die Zusammenarbeit erschwert.

Je aufwendiger und komplizierter aber die interdisziplinäre Kooperation den Beteiligten erscheint, desto größer ist die Gefahr, dass sich die einzelnen Disziplinen aus dieser Kooperation zurückziehen. Selbstbestimmtheit und Beteiligung sind, wie wir wissen, entscheidende Motivationsfaktoren für qualifizierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Da ein sicherer, unbefristeter Arbeitsplatz in diesem Kontext nicht geboten werden kann, erhalten solche Motivationsfaktoren um so größere Bedeutung. Die Exzellenz und der Erfolg einer interdisziplinären Forschergruppe hängt aber zu einem großen Teil von der Motivation und dem Engagement dieser Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter ab. Wir empfehlen deshalb in unserem Leitfaden für interdisziplinäre Forschergruppen, Macht und Führung zu thematisieren, den Einfluss hierarchischer oder demokratischer Strukturen mit ihren jeweiligen Konsequenzen deutlich zu machen und soweit es die Bedingungen ermöglichen, eine partizipative und demokratische Struktur

auszuhandeln.

Soziale Ebene: Konflikte

Man könnte meinen, dass es sich hier um Selbstverständlichkeiten handelt. Wir finden häufig den Irrglauben oder die Illusion, dass exzellente Kooperation eine Selbstverständlichkeit wäre und dass Menschen, die wissenschaftlich qualifiziert sind, automatisch auch gut kooperieren können. Unsere Alltagserfahrungen und die Forschungsergebnisse, auf denen unser Leitfaden basiert, zeigen aber, dass eine gute Kooperation keinesfalls selbstverständlich ist. Sie wird in der Regel nicht ausdrücklich zum Thema zwischen den Beteiligten gemacht. Dieser Punkt leitet auch über zu meinem

zweiten Beispiel, bei dem es um soziale Aspekte interdisziplinärer Zusammenarbeit am Beispiel auftretender Konflikte geht.

Es gibt bei interdisziplinären Forschergruppen drei große Illusionen über Konflikte. Diese drei Illusionen machen es den Beteiligten schwer, Konflikte rechtzeitig zu erkennen, zu benennen und konstruktiv zu nutzen: Erstens die bereits angesprochene Illusion, dass Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler allein aufgrund ihrer disziplinären Kenntnisse auch gut kooperieren können. Zweitens die Illusion, dass es gerade in der eigenen Forschergruppe nicht zu gravierenden Konflikten kommen kann und wird. Und drittens die Illusion, dass sie selbst den schwersten Konflikt ohne externe Hilfe lösen können.

Da, wo zwei oder mehr Menschen zusammen arbeiten, kommt es aber zwangsläufig zu Konflikten, also auch in jeder interdisziplinären Forschergruppe. Ich nenne nur einige typische Konfliktgegenstände oder Konfliktthemen: Konflikte über die Verteilung von Ressourcen, über Methoden, über Ergebnisse, über Ziele,

über den Beitrag jeder einzelnen Disziplin, über Umgangsweisen miteinander oder über die Außerdarstellung der Forschergruppe. Im schlechtesten Fall münden solche Konflikte in einen kalten Krieg. Man spricht gar nicht mehr darüber, dass es Konflikte gibt, arbeitet nur noch scheinbar interdisziplinär, hält eine Fassade, tatsächlich aber ein Gleichgewicht des Schreckens aufrecht. Jede Disziplin versucht, so glimpflich wie möglich das gemeinsame Projekt hinter sich zu bringen. Bei heißen Konflikten dagegen, bei denen es noch hoch her geht und der Ärger deutlich zur Sprache kommt, kann zumindest keiner mehr ignorieren, dass Lösungsbedarf besteht.

Wer neugierig geworden ist, wird im Leitfaden für interdisziplinäre Forschergruppen¹ manche Anregung finden. Das Buch ist nach den Verlaufsphasen interdisziplinärer Projekte – Vorbereitung, Konstituierung und Planung sowie Durchführung – gegliedert. Diesen chronologischen Hinweisen folgen im zweiten Abschnitt systematisch erfasste kommunikationspsychologische Aspekte. Der Leitfaden endet mit einer Einführung in verschiedene Moderationstechniken. Die Kapitel beginnen jeweils mit einer kleinen Beispielgeschichte, die unter dem Gliederungspunkt Worum geht es? analysiert wird. Es folgen Antworten auf die Frage: Was bringt es? und den Abschluss jedes Kapitels bilden unter der Rubrik Was tun? Tipps zum Vorgehen und kommentierte Literaturempfehlungen. Der Handlungsorientierte Aufbau des Leitfadens soll die Nutzbarkeit des Buches in der Praxis erhöhen, er ist jedoch nicht als Rezeptbuch gemeint. Vielmehr versteht er sich als Anregung für Praktiker, Lernhilfe für Anfänger und Verständigungsgrundlage im Projekt. Das intuitive Agieren in kooperativen Projekten wird bewusst gemacht, mehr Transparenz für alle Beteiligten hergestellt und damit die Qualität der Zusammenarbeit gefördert.

Leitfaden für interdisziplinäre Forschergruppen

Projekte initiieren – Zusammenarbeit gestalten

herausgegeben von
Christine von Blanckenburg, Birgit Böhm, Hans-Liudger Dienel und Heiner Legewie

Kooperation ist zum Schlüsselbegriff eines neuen Forschungsstils geworden, der gekennzeichnet ist von zeitlich befristeten Projekten, in denen verschiedene Disziplinen, Institutionen und Praxispartner zusammenarbeiten. Trotz des guten Willens der Beteiligten kommt es allzu oft zu "Reibungsverlusten" durch schleppend verlaufende oder scheiternde Kooperationen. Sie führen in inter-, multi- und transdisziplinären Forschungsprojekten zu einem enormen Verschleiß an Engagement, Arbeitszufriedenheit, Kreativität und Kompetenz der beteiligten Wissenschaftler.

Der hier vorgelegte Projektleitfaden hat zum Ziel, in kurzen anschaulichen Kapiteln professionelle Vorgehensweisen für die Kooperation von Einzelpersonen, Arbeitsgruppen und Institutionen in Forschungsprojekten zu vermitteln.

Aus dem Inhalt

- Antragsgestaltung
- Fördermöglichkeiten
- Suche nach Kooperationspartnern
- gemeinsame Problemanalyse und Definition
- Projektplanung und -steuerung • Evaluation
- Kooperationskultur
- Macht und Führung • Konkurrenz • Konflikte
- Moderationsmethoden



Christine von Blanckenburg / Birgit Böhm/
Hans-Liudger Dienel / Heiner Legewie

**Leitfaden für interdisziplinäre
Forschergruppen:
Projekte initiieren –
Zusammenarbeit gestalten**

Kooperationsmanagement

Blickwechsel. Schriftenreihe des Zentrum Technik
und Gesellschaft der TU Berlin – Band 3

Franz Steiner Verlag

2005
255 S. mit 34 Abb., kart.
E 19,80 / sFr 31,70
ISBN 3-515-08789-3
Franz Steiner Verlag



Sicherheit, Genauigkeit, Pünktlichkeit, Leistung, Hausfrauen, Rhein, Stiefmütterchen, unterwürfig, Usambaraveilchen, fleißig, Trachten, Hausfrauenkittel, Meckerei und Frust, freundlich, organisiert, grau, penibel, Sauerkraut, Eisbein, Mercedes, Sprudelwasser, alte Menschen, wichtiges Kulturland, kritisch, viele Laubbäume, hübsch, Kurorte, viele Flüsse, Gesundheit, Schlösser, Beamte, dick, Schwarzwald, Frau mit Bollenhut, humorlos, überheblich, zuverlässig, kinderfeindlich, arrogant Fremden gegenüber, geringes Selbstvertrauen, Bier, Familienmutter mit zwei Kindern

Mareike Hölter: „Die Europäerin / Deutschland“

ZWISCHEN:RÄUME als Herausforderung des Denkens

Von Dariusz Radtke & Hagen Schulz-Forberg



Mit dem Beitrag „ZWISCHEN:RÄUME als Herausforderung des Denkens“, der gleichzeitig das Leitmotiv unserer Arbeit formuliert, möchten wir eine breite interdisziplinäre Debatte anstoßen, deren Ergebnisse die inhaltliche Basis unseres Leitprojektes, des ersten ZWISCHEN:RÄUME – EUROPEAN INTERDISCIPLINARY FESTIVAL, bilden sollen. Der Kategorie der „Zwischenräume“ liegt die Idee zugrunde, daß nicht in den gesicherten Beständen voneinander abgegrenzter Disziplinen, sondern aus deren Dialog untereinander Innovation entsteht. In den Wechselbeziehungen von Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft, in der Abkehr von eingefahrenen Denkweisen liegt das Potential für eine selbstbewußte Gestaltung der zukünftigen Herausforderungen.

...Am Anfang waren Zwischenräume. Gedankliche Bruchstellen, Lücken, Metaphern, Übergänge, die Frage nach Verbindendem, die nach der Emanzipation der Leerstellen, nach der Kategorie der Relation. Unser lebensweltlicher Aufenthalt, die ästhetischen Wahrnehmungen, die Gesamtheit unserer Veräußerungen und Verinnerlichungen, Kultur und Natur weisen ununterbrochen auf die Möglichkeit eines Dazwischen hin. In den Zwischenräumen liegt das Innovationspotential und wartet darauf, gefunden zu werden. Die Zwischenräume sind jene Räume, in denen sich Ideen manifestieren, in denen sich die Gründe für Unterscheidungen finden. Es sind aber auch Räume, in denen neue Ideen gefunden werden. Zwischenräume sind die unsichtbaren Speicher unserer Kreativität, unserer Sinnggebung und unserer Denkmöglichkeiten. Sie haben auch die Eigenschaft, sich stets zu verändern und

mit neuen Ideen und Bedeutungen gefüllt zu werden. Innovationen liegen aber nicht faul in Zwischenräumen herum und der Mensch hat nichts weiter zu tun, als sie von dort abzuholen. Zwischenräume müssen immer neu geschaffen werden, damit immer neue Ideen entstehen können. Zwischenräume als Ort der Innovationsgenese bedeutet die Akzeptanz von Unsicherheiten. Ein Ideensystem, funktioniert es einmal, wieder aufzugeben, stets zu erneuern und somit zu verändern, ist eine Herausforderung; für das Denken, für unsere Bequemlichkeit, für unser menschliches Sicherheitsgefühl. Wie erfahren wir uns und unsere Umwelt „dazwischen“? Zwischen dem, was wir unterschieden haben? Wie sieht die Welt in ihren Zwischenräumen aus, in denen die Unbestimmtheiten wuchern, auf denen wir unsere Sicherheiten und Bestimmungen bauen? Das Erkennen der Bedeutung von

Zwischenräumen ist jedoch nur der erste Schritt. Schließlich gilt es, mit Neugierde und Selbstbewusstsein diese Räume zu durchschreiten. Wie lassen sich theoretische Einsichten, Denkansätze von KünstlerInnen, ManagerInnen, WissenschaftlerInnen und Vertretern der Religionen zu Zwischenräumen anwendungsbezogen in die Praxis umsetzen? Einer der originellsten Denker, der entscheidende Impulse zum Denken in – oft poetischen – Metaphern lieferte, ist der Anthropologe, Sozialwissenschaftler und Kybernetiker Gregory Bateson. Heinz von Foerster und Christiane Floyd bezeichneten ihn sogar als den vielleicht größten Magus unserer Zeit. Für Bateson waren Geschichten, Parabeln und Metaphern wesentliche Ausdrucksweisen menschlichen Denkens, des menschlichen Geistes überhaupt. Obwohl er ein abstrakter Denker war, befasste er sich jedoch niemals rein abstrakt mit einer Idee, sondern konkretisierte sie immer durch eine kleine Geschichte. Die wichtige Rolle solcher Geschichten in Batesons Denken ist eng mit der Bedeutung der Zusammenhänge verknüpft. Müsste man die Botschaft, die Bateson vermitteln wollte, in einem Wort beschreiben, dann wäre es: „Zusammenhänge“. Die Abkehr von Objekten und leidenschaftliche Hinwendung zu Zwischenräumen. Das Forum46 möchte an diese anspruchsvolle Denktradition anknüpfen und eine breite interdisziplinäre Debatte anstoßen, deren Ergebnisse die inhaltliche Basis des ersten ZWISCHEN:RÄUME - EUROPEAN INTERDISCIPLINARY FESTIVAL im Jahr 2007 bilden sollen. Wir möchten die Kategorie der „Zwischenräume“ erforschen und Zusammenhänge sehen lernen. Dabei befinden wir uns auf der Suche nach Möglichkeiten der Übertragung von Denkformen – Gedanken an den Nahtstellen zwischen Kunst, Wirtschaft,

Wissenschaft und Gesellschaft in Europa, der Suche nach der verbindenden Matrix – in der sich die Dialogik entfalten kann und in der wir Muster, Beziehungen, Zusammenhänge sehen lernen (Foerster und Floyd, 1998). Wir wollen versuchen, den Diskurs um gemeinsame dialogische Verfahren (Dahm, 2006) zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen mitzubestimmen. Um dies zu erreichen, werden wir „Durchgangs-Orte aufsuchen müssen, [...] wo die linearen Relationen zerrütten und der Strom der Zeit nicht mehr zum Ende fließt.“ Nach Heinz von Foerster, der Leitfigur interdisziplinärer Forschung, dem europäischen Querdenker und Grenzgänger zwischen

abstrakte Reflexion scheint auf diese lokalen oder im spezielleren Fall auch temporalen Beschreibungsmodelle angewiesen zu sein. Das Dazwischen kann auf den unbesetzten Raum, ein Fehlen, eine Lücke gerichtet sein; es kann aber auch eine Grenze, einen Übergang benennen. Übergänge haben mit der Balance zwischen Chaos und Struktur in unserem Leben zu tun. Diese Balance gerät vorübergehend und mehr oder weniger intensiv aus den Fugen. Und das immer wieder. Denn jede Ordnung lebt von dem, was sie draußen lässt. Das erfahrene Chaos macht so das Entstehen einer neuen Ordnung möglich und einer neuen Balance zwischen Chaos und Struktur. Das

Veränderung von Ideen beschäftigt und hat stets den dialogischen Prozess der Bedeutungsgenese analysiert, sich stets gegen ein starres Denken gestemmt – von Platon bis zu den französischen Existentialisten und zur Postmoderne. Pfisters Behauptung betont die Sehnsucht nach Klarheit, nach kategorischem Wissen, nach einem Wissenssystem, das, wie der zurechtgestutzte und in Form gebrachte Baum des Wissens der Enzyklopädisten, uns Zugang zu Erkenntnis verschafft. Es ist der ewige Konflikt zwischen Ontologie und Epistemologie, zwischen Sein und Werden, zwischen Wissen

Nachzugehen wäre den dynamischen Relationen der Dinge, aufzuspüren wäre das „Dazwischen“, neu zu lernen wäre das „In-Beziehungen-Denken.“

Bernhard von Mutius

Biologie, Physik und Philosophie, müssen wir, um die Zwischenräume verstehen zu lernen, selbst ein Teil der Zwischenräume werden. Man muss zu einem Teil des Systems werden, das man beobachten möchte. Was sollten wir sonst sein?

ZWISCHENRÄUME SCHLAGEN ZURÜCK.

Eine begriffliche Annäherung an die schwer fassbare Kategorie mündet zwangläufig in Paradoxien, deren Ursprünge in den begrenzten Möglichkeiten unserer Wahrnehmung selbst zu suchen sind. Der Begriff des Zwischenraums und das scheinbar neutrale Dazwischen werden meist synonym verwendet – ungeachtet der Frage, ob es sich hierbei um einen physikalisch messbaren Raum oder ein gedankliches Konstrukt, eine Metapher handelt, die die räumliche Vorstellung lediglich als Hilfskonstruktion verwendet. Die

Dazwischen setzt immer ein „Etwas“ voraus, das mit mindestens einem weiteren „Etwas“ in eine Beziehung gesetzt werden kann. Sobald man beginnt, das Dazwischen zu denken, kommt man nicht umhin, es selbst kategorial, beispielsweise als Leere, Lücke oder Relation, zu bestimmen. Die Philosophiegeschichte ist über weite Strecken davon geprägt, Brüche und Störungen auszublenden, das diffuse Dazwischen zu disziplinieren oder gänzlich zu negieren. Die philosophische Begriffsgeschichte des Dazwischen beschreibt Michael Pfister als umfassende Exklusiongeschichte: „Zwischen gehört nicht zu den Begriffen, die man in philosophischen Wörterbüchern findet. [...] Der Anspruch der Philosophen geht meistens dahin, die bedrohlichen Zwischenräume zuzuschütten. Diese Aussage ist sicherlich in ihrer Absolutheit zu kritisieren. Schließlich ist das philosophische Denken intensiv mit der Entwicklung und

und Unsicherheit, die den Menschen auf die Suche nach des Pudels Kern treibt. Entgegen der von Pfister betonten Entwicklung lässt sich also auch zeigen, dass das Dazwischen, gerade weil es bedrohlich auf die Grenzen philosophischer Erkenntnis verweist, zu den zentralen Problemen philosophischer Reflexion gehört. Der Ausschluss der Kategorie scheint zumindest langfristig zum Scheitern verurteilt. Immer wieder „schlagen die Zwischenräume zurück“ und bestimmen die Debatte vom Neuen. „Zwischenräume“ scheinen die Signatur unserer Zeit zu sein. Das gesellschaftlichpolitische Europa sieht sich in Zeiten der Globalisierung dem Gefühl des ständigen „zwischen nicht mehr und noch nicht“ ausgesetzt. Der Kalte Krieg ist zwar vorbei, doch auch wenn die neue Zeit nach dem Überwinden der Ost-West-Gegensätze in Europa relative Sicherheit gebar, so sind

die Orientierungspunkte der europäischen Gesellschaften im Schwanken. Die sozialen Unruhen in Slowakei nach Absenken der Steuer auf ein Rekordminimum, die Demonstrationen gegen die Hartz IV-Reformen, die Niederlage der holländischen und französischen Regierungen: zeigen diese Beispiele Fälle von Regierungen, die gegen ihren Souverän – ihre Bürger – regieren? Wissen es die Regierenden besser? Sehen sie die Zwischenräume in denen sie sich befinden? Das Empfinden von Krise bestärkt das Gefühl, in einer Übergangszeit zu leben. Und die Debatten um Demographiewandel, Globalisierung, Energiekrise, und Terrorismus zeichnen ein Szenario, das den europäischen Demokratien Legitimation für Reformen en masse liefert. Wir müssen unsere Gesellschaft doch irgendwohin bewegen! Nur, wohin? Sind wir nicht vielleicht Zeugen einer typischen republikanischen, bzw. demokratischen Identitätskrise, die der Dauerzustand einer Republik ist, wie sie Jean-Francois Lyotard beschrieb? Woher kommen in Europa die Ideen, die ein neues Ziel definieren? Im Bild des Europa-Hauses gesprochen befinden wir uns im Übergang, quasi auf dem Flur. Flure sind in der Regel nicht für längere Aufenthalte konzipiert, sie sind eher unwirtlich. Übergänge sind oft Krisenerfahrungen, Zeiten des Umbruchs, der Abschiede und der Neuorientierung. Übergänge können als Bedrohung erfahren, aber auch als Chance begriffen und ergriffen werden. Sie bedürfen behutsamer Begleitung. Es gibt intensiv erfahrene Übergangszeiten, individuelle, gesellschaftliche, politische und technologische Umbrüche. Andererseits ist Leben insgesamt Übergang, ständiges Weitergehen und Unterwegssein, Gehen ins Offene, Übergang in unverfügbare Zukunft. Europa ist ein Kontinent der Zwischenräume. Wo es viele Nationen, Völker, Grenzen und Grenzüberschreitungen gibt, da gibt es auch viele Überschneidungszonen, Gebiete, in denen sich die Geschichten, Sprachen, Erinnerungen, die Verwandtschaftsbeziehungen, Identitäten, Mentalitäten und Animositäten überlagern,

überlappen, miteinander verzahnen. Europa ist aber auch ein Kontinent vergessener Räume, von Gebieten, die zwischen die nationalen Erzählungen geraten und entweder ganz aus der erinnerten Geschichte verschwunden sind oder wo das Bewusstsein ihrer historischen Vielschichtigkeit verloren gegangen ist. Europa ist der Kontinent der zielgerichteten Gesellschaftstheorie. Europa hat das Konzept von der Zukunft während der Aufklärung quasi erfunden. Die Idee des Fortschritts, die Idee einer Entwicklung hin zu Irgendetwas, meist etwas, was viel besser ist als heute, umfasst alle Lebensbereiche und ist als Legitimationsgrundlage politischen Handelns in Europa eigentlich nicht mehr wegzudenken. Selbst die Musik in Europa entwickelte die Jean-Francois Lyotard: „Memorandum über die Legitimität“, in Postmoderne und Dekonstruktion. zeitliche Dramatik hin zu einem Finale. Aufgeteilt in mehrere Akte, Themen verfolgend und vereinernd spiegelt sie ein Vorstellungskonzept wider. Bei der Jagd nach der Zukunft schlagen Zwischenräume immer wieder zurück, als Argumente, Ideen, Innovationen, die Gesellschaften einem stetigen Veränderungsprozess unterwerfen. Diesen Prozess mit der Haltung von Franz Beckenbauers ‚Schau’n mer mal‘ anzugehen ist dabei auf jeden Fall vorteilhafter als der Ruf nach Innovations- und Veränderungsdruck oder -zwang oder einer vermeintlichen Behinderung des Fortschritts durch stets neu imaginierte Objekte und Subjekte. Brücken, die halten, werden gut geplant und mit Respekt vor der Statik gebaut.

OHNE ZWISCHENRAUM KEINE SEHNSUCHT!

Die Anziehungskraft, die Grenzerfahrungen, Zwischenräume, Lücken und Brüche auf Künstler und Autoren der verschiedensten Epochen ausgeübt haben – und weiterhin ausüben-, verweist auf die Doppelgesichtigkeit der Kategorie des Zwischenraums. Das Dazwischen einfach nur als unbewältigte Herausforderung, als bedrohliche, unbekannte

Größe zu charakterisieren, würde eine Verkürzung bedeuten. Sie steht auch für den Reiz des Unbekannten, unbegrenzter Möglichkeiten und unerfüllter Wünsche (vgl. Sombroek 2005: 27): „Ohne Zwischenraum keine Sehnsucht! Darauf beruhen letztlich die Formen unserer listen- und lastenreichen Varianten der Zähl- und Erzählweisen.“ Georg Christoph Tholen beschreibt in seinem Aufsatz: Zwischenräume – Der Ort der Medien und die Frage nach der Kunst einige Phänomene des intermedialen Zwischenraums, für die es in der Medienforschung heuristische Begriffe gibt: Hybridität, Performativität, Interaktivität. Im metaphorischen Sinne heißt hybrid: unrein, überheblich, maßlos. In der Pflanzen- und Tierzucht sind Hybride Nachkommen, die aus einer künstlichen Kombination von Eigenschaften hervorgehen, die vorher selbständig waren. Tomoffel, das Dritte aus Tomate und Kartoffel: ein harmloses Beispiel der gentechnischen Manipulation. Das Übertragen auf das Feld der modernen Medienkultur bedeutet ‚Hybridisierung‘ und hat doch mit der Kombination von Medien zu tun. Das Hybride, Interferierende ist seit etwa zwei Jahrzehnten die kulturelle Signatur unserer Zeit: Cross-Over in Mode, Musik, Literatur, Performance- und Intermedia-Kunst, Infotainment, Edutainment. Der Begriff des Hybriden ist bewusst unscharf und hat mit der Digitalisierung der Medien zu tun. Er bedeutet: Verkreuzung und Interferenz von vormalig getrennten Codes – ähnlich wie Michail Bachtin von einer Vermischung sozialer Sprachen sprach, die sich unabsichtlich oder absichtlich vollzieht und – als künstlerische Strategie – ironisch, parodistisch, karnevalesk verfährt. Durch stets wandelnde Interpretationen und neue Sinnkonstruktionen werden auch Bedeutungswelten Veränderungen unterzogen, unsere Sehnsüchte verändern sich, unsere Ziele verändern sich, unsere Begründungen verändern sich. Sich den Zwischenräumen nicht zu stellen

ist eigentlich unmöglich oder nur mit einer gehörigen Portion Scheuklappenhaftigkeit oder felsenfester Dickköpfigkeit zu bewerkstelligen.

WIR SIND ZWISCHENRÄUME?

Das Motiv des „Zwischen“ tritt in dieser Zeit der Jahrtausendwende in besonderer Weise ins Bewusstsein. Trotz der Erfolge verschiedener Genomprojekte sind die Lebenswissenschaften von einer erschöpfenden Beantwortung zell- und molekularbiologischer Fragestellungen weit entfernt. Nach der Aufklärung von verschiedenen Zell-Zuständen steht nun die Analyse von Zell-Dynamiken und Zell-Zell-Interaktionen im Mittelpunkt des Interesses. In seinem 2004 erschienene Buch *Das Netz der Persönlichkeit* schreibt der New Yorker Neurologe Joseph LeDoux gleich in der ersten Zeile: Wir sind unsere Synapsen. Synapsen sind die Zwischenräume zwischen Hirnzellen, mittels deren diese Zellen kommunizieren. Wir wären also Zwischenräume? Nun ja, räumt LeDoux ein, eine Binsenweisheit, was sollte das Selbst denn sonst sein, wenn nicht Ergebnis der Aktivität unserer Nervenzellen? Die läuft nun einmal über die Synapsen. Das Bild, das sich am wissenschaftlichen Horizont abzeichnet, lässt eine vernetzte Natur erkennen, die alles, was wir beobachten können, in einem kontinuierlichen, organischen Prozeß der Selbstschöpfung hervorbringt. Der neue Ansatz gibt uns zu verstehen, daß lebende Organismen nicht als Ergebnis einer Reihe von Zufällen zu betrachten sind: Der genetische Informationspool des Organismus ist nicht von seiner Umwelt abgekoppelt, und seine Variationen sind

keineswegs dem Walten des blinden Zufalls unterworfen. Zwischen dem Genom und dem Organismus besteht eine direkte, unmittelbare, wenn auch sehr subtile Verbindung, die bis in das Umfeld des Organismus hinausgreift.

In „Sphären I“ schlägt Peter Sloterdijk eine Beschreibung des menschlichen Raumes vor, die betont, daß durch das nahe Zusammen-Sein von Menschen mit Menschen ein bisher zu wenig beachtetes Interieur gestiftet wird. [...] „Der Mensch, sofern er das Wesen ist, das „existiert“, ist das Genie der Nachbarschaft. [...] Aber nicht nur Personen, auch die Dinge und die Umstände werden auf ihre Weise vom Prinzip Nachbarschaft erfasst. Deswegen bedeutet „Welt“ für uns den Zusammenhang von Zugangsmöglichkeiten.“

ALLES „ZWISCHEN:RÄUME“?

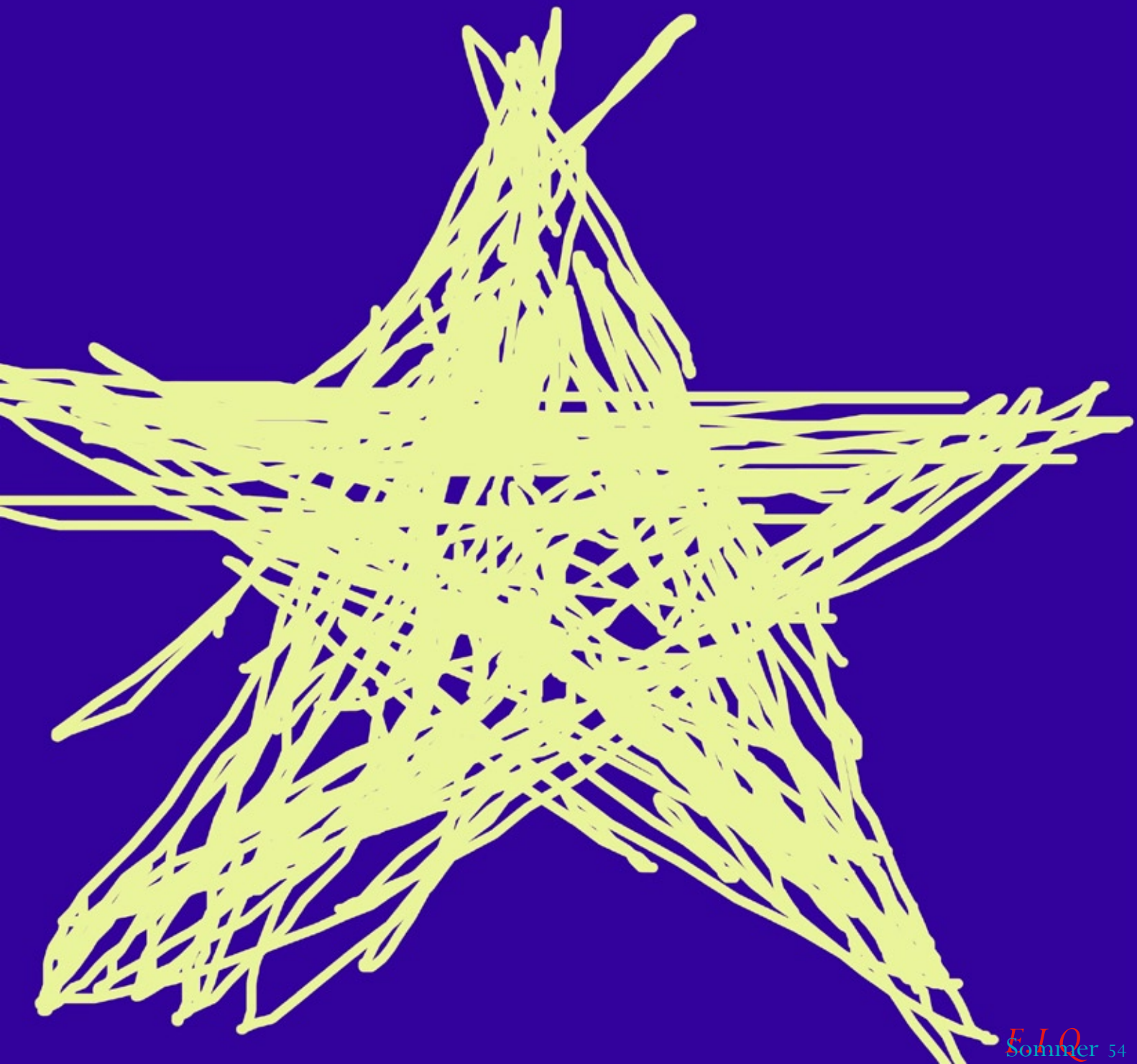
Zwischenräume haben mit Ganzheitlichem Denken zu tun. Denn das Zwischen ist gerade dort verortet, wo es nicht mehr nur um das Einzelne geht, sondern um die Wechselbeziehung, die Übergänge zwischen dem Einen und dem Anderen: zwischen Peripherie und Zentrum, Kunst und Wissenschaft, zwischen Ereignis und Nichtereignis, Text und Bild, Muster und Struktur, Sinn und Unsinn, Banalität und Glaubwürdigkeit, Inklusion und Exklusion, zwischen Wirtschaft und Gesellschaft, Recht und Unrecht, Sein und Design, zwischen hier und dort, zwischen Scheitern und Neuanfang, zwischen Himmel und Erde...

In einer Zeit zunehmender kultureller und religiöser Essentialisierungen, die in dem „Kampf der Kulturen“ ihre schlagwortartige

Repräsentation finden, ist die Sensibilisierung für diesen Raum des Zwischen besonders wichtig. Die Differenz, die sich in den verschiedenen Zwischenräumen auftut, ist zu achten und schöpferisch auszutragen. Veränderung ebenso wie die sich im Dialog ergebenden Identitäten müssen respektiert werden. Die Fähigkeit der Menschen, das Zwischen auszuhalten und mit Sensibilität für den Anderen einen kritischen Dialog auszutragen, ist deshalb unbedingt zu stärken. Neues Leben wächst und will gestaltet sein im bewusst gelebten Zwischen, in den unsichtbaren Sinn-Räumen, in den Unterbrechungen, die Raum und Zeit geben, in dem Zwischenraum zwischen Du und Du, Antlitz und Antlitz, jenseits von Gleichgültigkeit und Intoleranz...

Wir müssen unsere vernachlässigten, aber zu keiner Zeit ganz vergessenen Verbindungen wiederentdecken. „Nachzugehen wäre den dynamischen Relationen der Dinge, aufzuspüren wäre das „Dazwischen“, neu zu lernen wäre das „In-Beziehungen- Denken. Könnte das Konzept einer subtil vernetzten Welt in „Zwischenräumen“ ein Bestandteil der Antwort auf die Herausforderungen sein, denen wir heute und auch morgen noch gemeinsam die Stirn bieten? Können wir den Druck der Herausforderung in einen selbstbewussten Gestaltungsprozess verwandeln? Wir sollten damit beginnen.

*Hagen Schulz-Forberg & Dariusz Radtke, Berlin
7. Juni 2006*





QUERWEGE. Europa Kongress

23-25. März 2007

50 Jahre „Römische Verträge“

voneinander wissen, miteinander lernen,
gemeinsam bewegen

SPRACHE VERTRAUEN IDENTITÄT GELD RAUM Hintergrund

Am 25. März 1957 unterzeichneten Belgien, Frankreich, Italien, Luxemburg, die Niederlande und die Bundesrepublik Deutschland auf dem Kapitolshügel in Rom die Verträge zur Gründung der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) und der Europäischen Atomgemeinschaft (EURATOM).

Mit der Unterzeichnung der „Römischen Verträge“ und dem bereits zuvor ratifizierten Vertrag über die Montanunion vom 18. April 1951 sind richtungweisende Entscheidungen für den Fortgang der europäischen Integration getroffen worden. 50 Jahre danach treffen sich Vereine, kleine Gruppen, Kunstvereine, Clubs, studentische Initiativen, Galerien und informelle Netzwerke, um das lebendige Europa von Heute in Aktion zu erleben und das Europa der Zukunft visionär zu denken. Ein Europa jenseits von Regierungskonferenzen und jenseits des Mainstream.

EUROPA VON UNTEN

Deutschland liegt mitten in Europa - das ist bekannt. Und doch liegt es für Europa manchmal voll daneben. Denn es gibt nicht nur das politisch institutionalisierte und verrechtlichte Europa, die großen, politischen, wissenschaftlichen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Organisationen. Perfekt organisiert, finanziell gut ausgestattet und lobbytauglich. Vielmehr gibt es auch europäische Initiativen und Ideen, die als

Vereine, kleine Gruppen, Kunstvereine, Clubs, studentische Initiativen, Galerien und informelle Netzwerke nicht im Scheinwerferlicht stehen. Menschen, die tagtäglich um ihre kleinen Projekte kämpfen. Ehrenamtlich, versteht sich. Im ersten Fall werden Ideen auf offizielle Agenden gesetzt und von dort "unter die Leute gebracht", im zweiten sind es "die Leute", die ihren Ideen Ausdruck verleihen und versuchen, die politische Agenda zu beeinflussen.

Es sind diese Initiativen und Ideen abseits des offiziellen Europa, die innovative und zukunftsgerichtete Vorschläge für die Gestaltung Europas entwickeln. Initiativen, die mit Begeisterung für andere Sprachen und Kulturen in Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft und Politik Projekte durchführen und engagiert Aufgaben in Angriff nehmen.

Manchmal, wenn man sich einige Minuten der Reflexion und des Innehaltens gönnt, fern von Fachdenken und fern von Einteilungen in politische, wissenschaftliche, kulturelle, wirtschaftliche oder gesellschaftliche Kategorien, dann merkt man, wie wenig man eigentlich voneinander weiß; wie sinnlos es ist, dass die so offensichtlich vorhandenen Synergien meist ungenutzt bleiben. Es wird zu wenig unternommen, um voneinander zu wissen, miteinander zu lernen und gemeinsam die nächsten Schritte zu gehen.

Europa ist mehr als Haushaltsdebatten, verpasste Verfassungschancen, Erweiterungs-Partys und Dauer-Eliten-Konferenzen. Es geht um Grundsätzliches. Es geht um Substanz. Es geht um das vorhandene, lebendige Europa von heute. Europa existiert: Die vorhandenen Wissenspotenziale gilt es zu vernetzen. Dafür

wollen wir uns gemeinsam mit Akteuren aus ganz Deutschland auf Querwege durch Europa begeben.

DIE IDEE

Unter dem Motto: "Voneinander wissen, miteinander lernen, gemeinsam bewegen" initiieren und organisieren die Partnerorganisationen: Forum46 – Interdisziplinäres Forum für Europa e.V., Forschungsverbund Ost- und Südosteuropa (forost), MitOst e.V. Verein für Sprach- und Kulturaustausch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa den QUERWEGE. Europa Kongress. QUERWEGE will Initiativen und Ideen zusammenbringen. Will den Erfahrungs- und Wissenstransfer verbessern und in der Bündelung Interesse in der Öffentlichkeit wecken. Es ist genau das, was Europa ausmacht: vielfältige Ideen und Konzepte, die im sichtbaren Neben- und Miteinander ein neues, gemeinsames Ganzes schaffen.

Gesucht werden Ideen und Projekte, die querdenken und den Austausch über räumliche und wissenschaftliche Grenzen hinweg fördern. Zusätzlich bietet der Europakongress die Möglichkeit, sich in verschiedenen Workshops mit den Themenfeldern SPRACHE, VERTRAUEN, IDENTITÄT, GELD und RAUM auseinanderzusetzen.

ZIEL

Ziel des Europakongresses ist es, ein lebendiges Europa in Aktion zu erleben, das bestehende Europa besser zu verstehen und das Europa der Zukunft visionär zu denken. Der Kongress versteht sich als Plattform für einen

interdisziplinären Diskurs an den Schnittstellen zwischen Kultur, Wissenschaft, Wirtschaft, Politik und Gesellschaft. Er bietet ein Labor des Querdenkens. Einen Raum, in dem sich Vereine, kleine Gruppen, Kunstforen, Off-Szenen, Clubs, studentische Initiativen und Galerien beim gemeinsamen Präsentieren, Diskutieren und Suchen neue Verbindungspunkte knüpfen und miteinander lernen. Diese Zielsetzung verbindet verschiedene Wissenschaften und Akteure aus unterschiedlichen Gesellschaftsbereichen in dem gemeinsamen Bemühen um das Projekt Europa. Der Austausch wird der laufenden Arbeit Kraft verleihen und neue Initiativen, Ideen und Projekte fördern.

Voneinander wissen, miteinander lernen, gemeinsam bewegen, das bedeutet konkret:

- ein Labor der Reflexion und des Querdenkens für europäische Initiativen und Ideen schaffen
- Schnittstellen und Arbeitsfelder verbinden und daraus gemeinsame Ansatzpunkte entwickeln
- Kommunikation und Kooperation verbessern

- ein europäisches Manifest erarbeiten

- einen gemeinsamen Rahmen für Netzwerke der beteiligten Initiativen schaffen.

- europäische Projekte und Organisationen in Deutschland vorstellen

- das Bild Europas entbürokratisieren

- die Ergebnisse des Kongresses einer breiten Öffentlichkeit zu vermitteln

ZIELGRUPPEN

Der Europakongress richtet sich an zwei Zielgruppen.

- Vereine, kleine Gruppen, Kunstvereine, Clubs, studentische Initiativen, Galerien und informelle

Netzwerke, die mit europäischen Ideen und innovativen Projekten am Projekt Europa arbeiten und diese Ideen und Projekte auf dem Kongress präsentieren wollen.

- Teilnehmer aus ganz Europa aller Altersgruppen und verschiedener Provenienzen (Studenten, Wissenschaftler, Unternehmer, Arbeitnehmer, ...), die für eigene Ideen und konkrete Projektvorschläge Kooperationspartner suchen oder einfach neugierig sind und ein lebendiges Europa kennen lernen wollen.

Die Konferenzsprache ist Deutsch – das natürlich an vielen Kreuzungspunkten der Querwege durch andere europäische Sprachen ergänzt wird und so die Parallelität von einem konkreten Ort in Europa (Berlin) und seinen vielfältigen Bezugspunkten deutlich macht. Der Europakongress ist so konzipiert, dass sein Konzept nachhaltig reproduzierbar bleibt: Im Idealfall werden die Teilnehmer die Idee mitnehmen und den Europakongress zu eigenen Themen und an unterschiedlichen Orten Europas wiederholen bzw. weiter entwickeln.

ELEMENTE DES KONGRESSES

- Vorbereitung

Wir laden unterschiedliche Akteure mit europäischem Schwerpunkt ein, sich mit ihrem speziellen Profil vorzustellen und konkrete Ziele ihrer Teilnahme zu beschreiben. Profil und Ziele der institutionellen Teilnehmer werden über unterschiedliche Verteiler und Netzwerke in Europa vermittelt, damit Gäste und interessierte Individuen sich bereits im Vorfeld über einzelne Initiativen informieren und konkrete Projektideen mit möglichen Partnern vorbereiten können.

- MitOst-Salon

Der MitOst-Salon lädt am Vorabend des Kongresses zur Einstimmung die Teilnehmer ein, einander kennen zu lernen und sich anzumelden.

• WORKSHOPS

Im Rahmen des Kongresses werden die von den Partnerorganisationen festgelegten Themen: Sprache, Vertrauen, Identität, Geld und Raum in zehn Arbeitsgruppen / Workshops bearbeitet und vertieft, deren Ergebnisse auf einem abschließenden Podium präsentiert und in einem dreisprachigen Kongress-Katalog festgehalten werden. Die Teilnehmer arbeiten in unterschiedlichen Zusammensetzungen in Gruppen von ca. 10-12 Personen. Ziel ist ein realisierbares Arbeitsprogramm mit einigen gemeinsamen Meilensteinen, das die Lerneffekte und Themenschwerpunkte in weiteren Aktionen und an unterschiedlichen Orten weiter trägt.

• EUROPA IN DEUTSCHLAND

Während des Kongresses haben Europa-Initiativen und Institutionen die Möglichkeit, ihre Projekte, Themenfelder und Arbeitsweisen vorzustellen.

- ZONE46 – Interdisziplinärer Salon für Europa
Den inhaltlichen Höhepunkt findet der Kongress in einer öffentlichkeitswirksamen Talkrunde mit prominenten Gästen aus Wissenschaft, Kunst, Wirtschaft und Gesellschaft. Die Ergebnisse der Arbeitsgruppen werden skizzenartig in die Runde gegeben und dort kritisch reflektiert. Thema der Diskussionsrunde: QUERWEGE – Europa jenseits des Mainstream.

• EUROPALOUNGE

Die Abschlussveranstaltung ist das große Finale, bei dem ein Résumé gezogen und anschließend gefeiert wird. [Musik, Lesungen, Performances sowie Video- und Diaprojektionen]

- Website www.querwege.eu

ERGEBNISSE

• KONGRESS KATALOG

Ein wesentlicher Bestandteil des Querwege. Europa Kongresses ist ein dreisprachiger Katalog (Deutsch/Englisch und eine Gastsprache). Im Katalog werden die Kongress-Proceedings, Ergebnisse, Beiträge (Vorträge, Poster, Schriftbeiträge, Fotos, Gedichte, u. Ä.) dokumentiert. Daneben sind Informationen und Kontaktdaten zu den teilnehmenden Organisationen, Gästen und eine Übersicht aller Kongress-Partner besonders erwähnenswert: Auf diese Weise entsteht eine ästhetisch ansprechende und inhaltlich gefüllte Branchenübersicht Europa. Der Katalog kann auch nach dem Kongress über das Büro des Veranstalters und über Buchhandlungen bezogen werden.

• QUERWEGE, EUROPA AUF ABWEGEN... – DER FILM

Während des Kongresses entsteht ein Dokumentarfilm, der über die Beobachtung interessanter und witziger Details im Rahmen der beiden Tage auf sehr konkrete Weise Inhalte und Peinlichkeiten, Europäerinnen und Europäer, Momente der Reflexion, der Kritik und Begeisterung, kurz: die Vielfalt gelebten Europas hautnah, unverblümt und mit hoher Identifikationsmöglichkeit festhält.

• NETZWERK ONLINE PLATTFORM

Die für den Kongress konzipierte Website: www.querwege.eu soll als Online-Plattform und Kontaktbörse die Rolle des Brückenbauers für interessierte Europäische Querdenker & Querdenkerinnen, Initiativen und Institutionen dienen.

Projektträger

FORUM46 – INTERDISZIPLINÄRES FORUM FÜR EUROPA E.V.

Im Wechselspiel zwischen Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft.

Seit unserer Gründung im Jahr 2004 setzen wir uns ehrenamtlich für das Übertragen von Denkformen zwischen gesellschaftlichen Teilsystemen für ein demokratisches und innovatives Europa jenseits des Mainstream ein. Wir haben uns zum Ziel gesetzt, europaweite, interdisziplinäre Zusammenarbeit rund um die Nahtstellen von Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft und Gesellschaft zu fördern.

www.forum46.net

PARTNERORGANISATIONEN

FORSCHUNGSVERBUND OST- UND SÜDOSTEUROPA (FOROST)

Im Bayerischen Forschungsverbund Ost- und Südosteuropa haben sich unterschiedliche Geistes- und Sozialwissenschaftler zusammengesgeschlossen, die in Lehre und/oder Forschung einen Schwerpunkt in den Transformationsländern des östlichen Europa setzen. Ziel des Forschungsverbundes ist die wissenschaftliche Begleitung der Osterweiterung durch Initiierung, Förderung und Pflege der interdisziplinären, interinstitutionellen und interuniversitären Zusammenarbeit sowie die Umsetzung der Ergebnisse in Wissenschaft und Praxis.

www.fortrans.net

MITOST E.V. VEREIN FÜR SPRACH- UND KULTURAUSTAUSCH IN MITTEL-, OST- UND SÜDOSTEUROPA

MitOst e.V. versteht sich als Mittler und Förderer des Kultur- und Sprachausstausches in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. Die Tätigkeit des Vereins ist gemeinnützig, das Engagement in den MitOst-Projekten geschieht ehrenamtlich und unentgeltlich. MitOst engagiert sich im Bereich der Völkerverständigung und Bildung, insbesondere in der Förderung des Kultur- und Sprachausstausches.

www.mitost.de

Querwege



13.10.2006**Arbeitstagung:** Konstituierung des FORUM46-Beirates • Beiratswahlen
ZWISCHEN:RÄUME – European Interdisciplinary Festival • Ort: Robert Bosch Stiftung [Repräsentanz Berlin]**26.10.2006****ZONE46 – Interdisziplinärer Salon für Europa V** • Thema: QUALITÄT**06.11.2006****8. FORUM46 TAGUNG / MITGLIEDERVERSAMMLUNG** • Kuratoriums-Wahlen [Kunst, Wirtschaft, Wissenschaft, Gesellschaft]**16.11.2006****[E.I.Q.] EUROPEAN INTERDISCIPLINARY QUARTERLY** • Ausgabe HERBST/ 2006
Thema: Banalität**24.11.2006****EUROPÄISCHE NACHT...** • Europas Avantgarde • In Kooperation mit dem Finnland-Institut in Deutschland**16.12.2006****FORUM46 Weihnachtsfeier****AUSBLICK:****Februar 2007****FORUM46 Neujahrsempfang****23-25. März
2007****QUERWEGE. EUROPA KONGRESS**
ZONE46 – Interdisziplinärer Salon für Europa VI
Thema: Querwege. Europa jenseits des Mainstream.
In Kooperation mit MitOst e.V. und forost München**Kalender**

Isabella kam als erstes Kind des Ferraresischen Herzogenpaares Ercole I. und Eleonora von Aragon am 17.03.1474 zur Welt. In einer Zeit, in der die vorwaltenden Attribute von Frauen Nadel und Spinnrad waren, stach sie nicht nur durch ihre Bildung, sondern auch durch ihre politischen Ambitionen hervor.



Unter Ercole I. und seinem Nachfolger übte der Hof von Ferrara mit seinen vielen Gelehrten eine große Anziehungskraft aus und ragte besonders durch die Förderung der Musik heraus: Die Kapelle Ferraras war die größte Italiens. Die musikalische Ausbildung nahm denn auch einen großen Stellenwert in Isabellas Erziehung ein. Sie lernte verschiedene Instrumente zu spielen, darunter besonders das Clavichord und die Laute. Ihren Gesang rühmten die Zeitgenossen als vortrefflich. Mit einigem Erfolg lernte sie bei bedeutenden Humanisten auch alte und moderne Sprachen und entwickelte in der humanistischen Paradedisziplin der Rhetorik großes Geschick.

Der immer wieder zu findende Hinweis, sie verkörpere damit das Ideal der Hoffrau, wie es Baldassare Castiglione in seinem Cortegiano („Der Hofmann“) entwarf, geht jedoch fehl: Die Frau bei Hofe blieb darin letztlich auf den Mann bezogen. Isabella d'Este hingegen war mehr – sie setzte sich in Konkurrenz zu den Männern ihrer Zeit, auch zu ihrem eigenen und später zu ihrem Sohn.

In seiner „Cultur der Renaissance in Italien“ (1860) bescheinigte Jacob Burckhardt den italienischen Frauen dieses Zeitalters eine eigenständige Persönlichkeit, sogar „eine heroische Ader“, zu der ihnen in der Staatenwelt

um 1500 auch Gelegenheit gegeben wurde. Statt des Idealbildes der Frau als virgo (Jungfrau) verkörperten diese den Typ der virago, in dessen Übersetzung mit „Mannweib“ schon die Gehässigkeit späterer Zeiten mitschwingt.

Wohl am eindrucksvollsten ist das Schicksal von Caterina Sforza, la tigressa (Die Tigerin), die sich auch schon mal an die Spitze eines Heeres stellte, um nach der Ermordung ihres Mannes ihr Territorium gegen die Verschwörer zu verteidigen.

Italien war um 1500 eine unruhige Staatenwelt, eingebunden in das Mächtigwerden zwischen Heiligem Römischen Reich, Frankreich, Spanien und den größeren italienischen Staaten, allen voran dem Kirchenstaat, in der besonders die kleinen Herrscherhäuser durch ständiges Lavieren in verschiedenen Bündnissen ihre Existenz behaupten mußten. Dazu gehörte auch das Knüpfen dynastischer Verbindungen und so folgte Isabellas Heirat politischem Kalkül: Zum Zeitpunkt ihrer Verlobung mit dem Marchese von Mantua war Isabella sechs Jahre alt. Als Siebzehnjährige zog sie in ihrer neuen Heimat ein.

Hier begann sie unverzüglich, in ihren eigenen Gemächern ein studiolo, ein Studierzimmer, einzurichten. Es war gedacht als Ort der Kontemplation, des geistigen Verweilens, zur Pflege von Musik, Literatur und Wissenschaften. Zur Ausgestaltung dieses Raumes entwickelte sie ein mythisch-allegorisches Bildprogramm, das sie von den bekanntesten Malern der Zeit ausführen ließ. Da sie durchaus an einem Wettstreit der Künstler unternahm interessiert war, konnte sie allerdings einige von ihnen, die wie Leonardo da Vinci diesen Vergleich scheuten, nicht gewinnen.

Isabella wurde so nicht nur zur wahrscheinlich ersten Frau, die sich ein solches studiolo

einrichten ließ, sondern auch zur ersten, die rein weltliche Kunst in Auftrag gab.

Bei der Ausgestaltung ihrer Gemächer traf die Marchesa auf neuartige Schwierigkeiten: Künstler. Die bisher übliche Praxis, Malern den Inhalt und die Ausführung der Bilder vertraglich vorzuschreiben, stieß bei diesen auf immer mehr Gegenwehr. Die Malerei wandelte sich vom Handwerk zur Kunst. Giovanni Bellini zum Beispiel sollte nach Isabellas Vorgaben ein Bild für ihr studiolo malen, wählte aber statt dessen sein Motiv selbständig aus. Das Bild wurde schließlich ins Schlafgemach gehängt.

Unter dem Studierzimmer befand sich die grotta, die die stetig anwachsende Antikensammlung der Marchesa beherbergte.

Ihr Interesse galt, zeittypisch, vorrangig antiken Kunstobjekten. Allerdings bremste notorischer Geldmangel ihre Sammelleidenschaft erheblich, sodaß sie auch auf die meisterhaften Kopien antiker Plastiken zurückgriff, die Pier Jacopo Alari-Bonacolsi herstellte, der wegen seiner Arbeiten auch Antico genannt wurde. Die Kopie eines Cupido, die Michelangelo schuf, spornte sie zum Kauf einer antiken Cupido-Plastik an, mit dem Ziel einer Gegenüberstellung antiker und moderner Kunst – ein Thema, das bis ins 17. Jahrhundert zu Kommentierungen veranlaßte.

Die Erwerbungsstrategien Isabella d'Estes haben ihr von Historikern manchen Tadel eingebracht: Zwar hat sie sich vielfach für ihre bedrängten Verwandten aus den umliegenden Territorien eingesetzt, wie zum Beispiel für ihren von Cesare Borgia vertriebenen urbinatischen Schwager. Doch erwarb sie nebenbei auch aus dessen konfiszierten Besitz den schon erwähnten Cupido Michelangelos – eine Rückgabe kam für sie später nicht in Frage.

Eine große Rolle in Isabellas Sammlungstätigkeit

spielt der paragone, der Vergleich, und zwar in dreifacher Hinsicht: Der Vergleich zwischen antiker und moderner Kunst, zwischen ihr und anderen – männlichen – Kunstsammlern (wobei sie vor allem von ihrem Mann und später ihrem Sohn argwöhnisch beäugt wurde, denen sie als Konkurrentin auf dem Kunstmarkt begegnete) und zwischen Malerei und Dichtung. Neben den zahlreichen gemalten Porträts von Isabella verehrte ihr Gian Giorgio Trissino ein literarisches Porträt. Darin erwartet er von ihr auch ein Votum in dem damals ausgefochtenen Streit, ob Malerei nur „stumme Poesie“ sei, ob der Malerei oder der Dichtung Vorrang gebühre. Leonardo da Vinci, der eine Porträtskizze der Markgräfin anfertigte, hielt dagegen nur das Gemälde für angemessen, eine Person darzustellen, weil nur die Simultaneität eines Bildes den Eindruck harmonischer Proportion vermitteln könne, wo die Dichtung nur zerstückelndes Nacheinander von Einzelteilen biete.

Sie selber konnte beides, Wort und Bild, vortrefflich vermitteln, indem sie Impresen – allegorische Figuren, die Text und Bild miteinander kombinieren – entwarf und damit ihre Gemächer, aber auch ihre Kleidung schmücken ließ. Überhaupt entwickelte sie einige Raffinesse bei der Kreation ihrer Kleidung, was sie auf diesem Feld tonangebend werden ließ. Daneben experimentierte sie mit duftenden Essenzen und entwickelte Kosmetika, wodurch sie, wie die Königin von Polen damals meinte, „Quell und Ursprung aller Moden Italiens“ wurde. Die Marchesa beeindruckte hierbei weniger durch materiellen Aufwand und ideale Schönheit (in späteren Jahren neigte sie eher zur Fülle), sondern bezauberte statt dessen mehr durch ihre Kreativität, ihre Gewandtheit im Umgang mit anderen, durch ihr gesamtes Auftreten.

Die schiere Masse ihrer überlieferten Briefe, mehrere zehntausend, gehen auch auf die diplomatische Tätigkeit der Markgräfin zurück, den Einsatz für Mantua und für zahlreiche Familienmitglieder. Hierfür brachte sie auch eine Schar „lockerer Hofdamen“ zum Einsatz,

die den männlichen Gegenspielern den Kopf verdrehten. Das und Isabellas rhetorisches Geschick ließen sie diplomatisch einige Erfolge erzielen, die ihr später die Bezeichnung „Machiavelli in Frauenkleidern“ einbrachten – noch so ein zweideutiges Lob, mit dem sie zuhauf bedacht wurde.

Auch Isabella gelüstete es schon mal, sich militärisch durchzusetzen. Bei dem Besuch einer von Mantua beanspruchten Festung hätte sie am liebsten mit ihren „Damen und Dienern“ die spärliche Besatzung gefangengenommen, um „sich zur Herrin dieses Platzes zu machen“ – statt dessen hat sie sotto voce auf Frankreich und den Kaiser geflucht und sich den ganzen Rückweg über deren Ungerechtigkeit geärgert. Während ihres Romaufenthaltes 1525-1527, den sie unter anderem zur Erweiterung ihrer Kunstsammlung nutzte, erlebte sie die Plünderung der Stadt durch die Söldner Kaiser Karls V. (sacco di Roma) und bewies Umsicht und Mut, indem sich im Palazzo Colonna verschanzte, wo sie der Belagerung durch die Soldaten standhalten konnte.

Wegen ihrer eigenständigen Politik war das Verhältnis zu ihrem Mann nicht immer

konfliktfrei. So beklagte sich Francesco Gonzaga einmal, es schmerze ihn, ja er schäme sich, „eine Frau von solcher Art zu haben, die immer auf ihre Weise und nach ihrem Kopf handeln will“. Während seiner venezianischen Gefangenschaft 1509/10 führte seine Frau für ihn die Regierungsgeschäfte in Mantua, wie sie es früher schon in seiner Zeit als Söldnerführer getan hatte. Die Liebe, die beide anfangs wohl füreinander empfanden, wich so in den letzten Lebensjahren zunehmender Gereiztheit. Der Gatte war in seinen letzten Lebensjahren von der Syphilis, die er sich offenkundig nicht bei seiner Frau zugezogen hatte, schwer entstellt. Er starb 1519, zwanzig Jahre vor Isabella. Wenn sie anfangs noch die Regentschaft für ihren Sohn führte, mußte sie sich alsbald zurückziehen und unternahm, wie schon früher, als sie ihrem Mann aus dem Weg gehen wollte, ausgedehnte Reisen. Die unbestrittene „prima donna del mondo“ starb ein Jahr vor ihrem Sohn, am 13.2.1539.



FORUM46

Das Interdisziplinäres Forum für Europa e.V.

...braucht Ihre Unterstützung

Das Forum46 arbeitet **ohne** institutionelle Förderung und ist auf Ihre Unterstützung angewiesen. Nur mit Hilfe von Spendengeldern können wir unsere Projekte umsetzen und engagierten Europäerinnen und Europäern helfen, ihre Ideen zu realisieren.

Spendenaufruf

Bitte unterstützen Sie uns bei unserem Engagement **für** ein demokratisches und innovatives Europa!

Hier haben Sie die Möglichkeit, über Paypal eine Online Spende zu tätigen: <http://www.forum46.net/?dscr=ONLINESPENDEN>

Wir bedanken uns sehr herzlich! Ihre Spende hilft uns bei unserem Engagement für Europa.

Der Verein ist durch Bescheinigung des Finanzamts für Körperschaften I in Berlin als gemeinnützig anerkannt. Mitgliedsbeiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig. Spendenbescheinigungen werden ausgestellt. Vereinsregister Nummer: 24065Nz beim Amtsgericht Charlottenburg. Steuernummer: 27/665/32172

Spendenkonto:

Forum46 – Interdisziplinäres Forum für Europa **e.V.**
Kontonummer: 1489624
Deutsche Bank BLZ 100 700 24

Ihr Ansprechpartner:

Dariusz Radtke
Development & Marketing

Forum46 – Interdisziplinäres Forum für Europa e.V.

Kleine Alexanderstraße 7

D – 10178 Berlin

Tel.: +49 (0) 30 62 70 83 26

Fax +49 (0) 30 21 54 384

www.forum46.net

fundraising@forum46.net



Rassig, naiv, naturverbunden, rot-weiß-grün,
Wein, Salami, Zigeuner, Temperament,
wilde Pferde, gutes Essen, surfen, Urlaub, heiß,
ranzig, feiern, herzlich, Balaton,
Trachten, nicht so kopflastig, laut, etwas
alternativer, Paprika, Zigeuner, gute Reiter,
Eiskunstlaufen, Plattensee, Puszta-Kleidung
tragend, kräftig, nicht übertrieben,
komische Sprache, mit finnisch verwandt,
Rotwein trinkend, Pferde reitend,
Zigeunermusik,
billig, rauchen und saufen, Trachten, sehr
temperamentvoll und unzähmbar,
Plattensee, Trachten, Salami, fröhlich und
gastfreundlich, braune Locken, Bauern,
Mittelalter, Eintopf, Geigen, schlechte Straßen,
Zigeuner, Salami, scharfes Essen,
eine Stadt: Budapest (golden), Kulturmetropole,
ein See (blau), sonst nur Wälder
und Dörfer, Folklore, rassig, geschichtsbewusst,
Salami, scharfes Essen, Budapest,
aufstrebend, nett, freundlich, schöne Mode,
eingeschüchterte Menschen, dicklich,
nett, blass, alte Autos, Gulasch, Paprika,
Salami, feurig, wohlhabend, kulturell
nahestehender Staat, Bauern, leckeres Essen,
schöne Menschen, dunkle Haare, keine
Südeuropäer, hat bestimmt schon mal als
Pornodarstellerin gearbeitet, tolle Schuhe,
auch nicht slawisch, eher mitteleuropäisch,
Wildpferde, bäuerlich, volkstümlich,
ostblockmäßig, feurige Ungarinnen, ehrlich,
Balaton, zu groß, um klein zu sein,
aber zu klein, um groß zu sein, Szegediner
Gulasch, temperamentvoll, gemütlich,
traditionsbewusst, Zigeuner, Geigenmusik,
Piroschka, »Ich denke oft an Piroschka«
(Film der 60er), roter Wein, Puszta, lebenslustige
Menschen, weites flaches Land,
tänzerisch, musikalisch, Paprika, Musik,
Budapester Schuhe, ausgelassen, Palinka,
lebendige Stadt, Zigeuner, Buda-Pest – zwei
Stadtteile an der Donau durch Brücken
miteinander verbunden, Budapest – eine sehr
interessante Stadt, schicke Geschäfte,
eine herrliche Stadt an der Donau, sehenswerte
alte Gebäude (große Synagoge)

Mareike Hölter: „Die Europäerin / Ungarn“

Sonnenschutzmittel: Kommission will Kennzeichnung verbessern

IP/06/571

Brüssel, den 4. Mai 2006

Sommer, Strand, Sonne... Millionen Europäer werden sich bald zum Sommerurlaub in den sonnigen Süden aufmachen. Und Millionen Bürgerinnen und Bürger werden sich fragen, welches Sonnenschutzmittel sie wählen sollen, um ausreichend geschützt zu sein. Das derzeitige System der Kennzeichnung von Sonnenschutzmitteln weist jedoch Schwächen auf. Ein wichtiger Aspekt betrifft die zwei verschiedenen Arten gefährlicher UV-Strahlung. UVB-Strahlung führt zu "Sonnenbrand". UVA-Strahlen lassen die Haut vorzeitig altern, beeinflussen das menschliche Immunsystem und sind ein wichtiger Risikofaktor für Hautkrebs. Der so genannte "Lichtschutzfaktor" (LSF) schützt jedoch nur gegen Sonnenbrand (UVB-Strahlung). Vor diesem Hintergrund hat die Europäische Kommission eine Initiative zur Verbesserung des Kennzeichnungssystems eingeleitet. Im Anschluss an eine öffentliche Konsultation, die heute beginnt, wird die Kommission eine Empfehlung abgeben, mit der sichergestellt werden soll, dass die Industrie ab 2007 eine genormte, einfache und verständliche Kennzeichnung von Sonnenschutzmitteln anwendet. Weitere Einzelheiten siehe MEMO/06/185.

Günter Verheugen, der für Unternehmens- und Industriepolitik zuständige Vizepräsident der Kommission, sagte: "Die derzeitige Situation ist unhaltbar. Die beste Vorgehensweise ist eine Empfehlung, mit der sich die Industrie verpflichtet, Sonnenschutzmittel richtig zu kennzeichnen. Die Verbraucher erhalten dadurch klare und zusammenhängende Informationen, ohne dass eine überflüssige bürokratische Belastung für die Industrie entsteht.

Kommissar Markos Kyprianou, zuständig für Gesundheit und Verbraucherschutz, sagte: "Den Verbrauchern muss klar sein, dass kein Sonnenschutzmittel 100% gegen gefährliche UV-Strahlung schützen kann. Es gibt schwerwiegende Risiken für die Gesundheit, die mit ungenügendem Sonnenschutz zusammenhängen, beispielsweise Hautkrebs. Die EU-Bürgerinnen und -Bürger müssen umfassend darüber informiert sein, was Sonnenschutzmittel für sie bewirken können und was nicht."

Die Initiative der Kommission zur Verbesserung der Kennzeichnung

Um die derzeitige Lage zu verbessern will die Kommission die bessere Kennzeichnung der Sonnenschutzmittel erreichen.

- Damit die Verbraucher die Produkte vergleichen können, sollte der UVA-Schutz in einheitlicher Form auf der Grundlage standardisierter Testverfahren angegeben werden.
- Herstellerangaben, die den Eindruck des völligen Schutzes erwecken, wie beispielsweise "Sunblocker", sollten verschwinden.
- Die Etiketten sollten klare und verständliche Warnungen und Hinweise zur korrekten Anwendung eines Sonnenschutzmittels für die Verbraucher tragen.

Zu diesem Zweck wird die Kommission eine Empfehlung mit Leitlinien über die Wirksamkeit von Sonnenschutzmitteln und diesbezügliche Herstellerangaben für die Industrie verabschieden. Diese Leitlinien werden für alle in der EU in Verkehr gebrachten Sonnenschutzmittel gelten, auch für importierte

Produkte. Dadurch wird eine schnelle Umsetzung seitens der Industrie gewährleistet, ohne dass zusätzlicher bürokratischer Aufwand entsteht.

Schwächen der derzeitigen Kennzeichnung von Sonnenschutzmitteln

Der wohlbekannte "Lichtschutzfaktor" bezieht sich hauptsächlich auf UVB-Strahlung (die "Sonnenbrand" verursacht), nicht jedoch auf UVA-Strahlung (die ein wichtiger Risikofaktor für Hautkrebs und Hautalterung ist). Und bisher gibt es keine einheitlichen Testverfahren, um die Stärke des UVA-Schutzes zu vergleichen. Jeder Hersteller misst und kennzeichnet diesen Schutz auf seine eigene Art, beispielsweise:

- breites Spektrum
- breiter extra-UVB-, UVA-Filter
- 100% anti UVA/UVB/IR
- hält kurzweilige UVA-Strahlung ab
- UVA 30A
- stärkerer UVA-Schutz
- UVB-Absorptionsspektrum 30/UVA 30
- 25B 7A

„Sunblocker“ und „völliger Schutz“? Das gibt es nicht. Trotz häufig vorkommender Herstellerangaben wie "Sunblocker" oder "völliger Schutz" kann kein Sonnenschutzmittel einen vollständigen Schutz gegen UV-Strahlung bieten.

Völliger Schutz von Säuglingen und Kleinkindern laut Herstellerangaben? Sonnenschutzmittel sollten nicht den Irre führenden Eindruck ausreichenden Schutz gewähren.

Die richtige Anwendung des Mittels ist ebenso wichtig wie die Wahl des Produkts. So ist beispielsweise eine Menge von 2mg/cm² erforderlich, um den durch den „Lichtschutzfaktor“ angegebenen Schutz zu

erzielen. Die Menge, die erforderlich ist, um den gesamten Körper abzudecken, kann dem Inhalt eines Drittels einer kleineren Flasche entsprechen. Darüber hinaus muss diese Menge wiederholt aufgetragen werden.

Was müssen die Verbraucher in diesem Sommer wissen?

Die Verbraucher sollten auf jeden Fall Sonnenschutzmittel verwenden. Die Kommission rät jedoch dazu, Sonnenschutzmittel zu wählen, die vor UVA- und UVB-Strahlung schützen.

Die Verbraucher müssen wissen, dass Sonnenschutzmittel nur eine von mehreren Maßnahmen sein sollten, die vor der UV-Strahlung der Sonne schützen, wie beispielsweise:

- exzessive Sonnenexposition in den heißesten Stunden zu vermeiden, wenn die Sonne am stärksten ist;
- schützende Kleidung, Hüte und Sonnenbrillen zu tragen;
- Säuglinge und Kleinkinder sollten dem direkten Sonnenlicht überhaupt nicht ausgesetzt werden.

Einige Tatsachen über die Sonnenschutzmittelindustrie

Die EU ist ein sehr wichtiger und kontinuierlich wachsender Markt für die Sonnenschutzmittelindustrie. Im Jahr 2004 lag der geschätzte Einzelverkaufswert (Einzelhandelsverkaufspreis) von Sonnenschutzmitteln in Europa bei rund 1,3 Mrd. €. Im Jahr 2005 nahmen die Verkäufe in der EU um 4% zu.

Der EU-Markt für Sonnenschutzmittel wird von europäischen Unternehmen beherrscht. Unter den zehn wichtigsten Lieferanten in der EU sind nur drei nicht-europäische Unternehmen zu finden, deren Marktanteil bei rund 12% liegt.

Der Text der öffentlichen Konsultation zum Entwurf der Empfehlung ist für Kommentare im Internet abrufbar unter:

http://ec.europa.eu/enterprise/cosmetics/sunscreens/index_en.htm.

<http://europa.eu/rapid/pressReleasesAction.do?reference=IP/06/571&format=HTML&aged=0&language=DE&guiLanguage=en>

Von den meisten Büchern bleiben bloß Zitate übrig. Warum nicht gleich Zitate schreiben?

Jerzy Stanislaw Lec 1909-1966



Mareike Hölter: „Die Europäerin“

„Preisfrage 2004. Welche Sprache spricht Europa?“

Die Preisfrage der Jungen Akademie

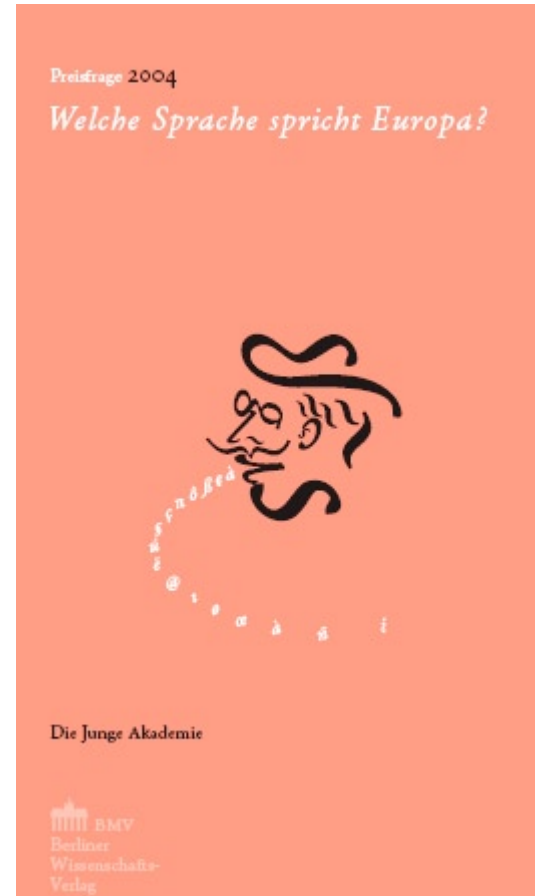
Akademische Preisfragen sind Kinder der Aufklärung. Keine Akademie, die etwas auf sich hielt, versäumte es im 18. Jahrhundert, einem gebildeten Publikum Fragen der Zeit zu stellen, um mit den Antworten dasselbe gebildete Publikum zu belehren und gelegentlich auch zu amüsieren. Im 19. Jahrhundert beteiligten sich die organisierte öffentliche Meinung und die Industrie am Fragenstellen, das sich mehr und mehr wissenschaftlich gebärdete. Zur klassischen Frage „Was ist Aufklärung?“ gesellte sich am 1. Januar 1900 die Frage des Stahlkonzerns Krupp: „Was lernen wir aus den Prinzipien der Deszendenztheorie in Beziehung auf die innerpolitische Entwicklung und Gesetzgebung der Staaten?“ Interdisziplinarität und verbranntes Menschenfleisch lagen in den Antworten geborgen. Im 20. Jahrhundert ist das öffentliche akademische Fragenstellen mehr und mehr aus der Mode geraten. Die Akademien arbeiten, lange Zeit. Für Fragen haben sie keine Zeit.

Die Junge Akademie möchte nicht an eine Tradition anknüpfen. Dazu fühlt sie sich nicht berufen, und dafür fehlt ihr auch der Glaube daran, dass heute noch durch Preisaufgaben die wissenschaftliche Erkenntnis gefördert werden könnte. Aber Die Junge Akademie ist neugierig. Sie will versuchen, den viel beschworenen und in ihrem Gründungsstatut als Aufgabe verankerten Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft auf eine neue alte Weise anzufachen. Einmal im Jahr, mit einer Preisfrage.

Die Geschichte der Jungen Akademie

Die Junge Akademie wurde am 29. Juni 2000 für zunächst 10 Jahre gegründet. Am Anfang stand die Kritik der Gründerväter und -mütter an den Missständen des deutschen Wissenschaftssystems, das dem wissenschaftlichen Nachwuchs wenig Möglichkeiten bietet, sich frei zu entfalten und das System mitzugestalten.

„Die leitenden Vorstellungen waren ganz einfach. Wir haben den Eindruck, daß das deutsche Wissenschaftssystem in herausragender Weise altersfreundlich ist - ein Sachverhalt der durch die Akademien in gewisser Weise symbolisiert wird... Die Entfaltung des Nachwuchses wird verlangsamt. Er wird zu spät selbständig und zu lange gerontokratisch beherrscht oder paternalistisch betreut. In der geistigen Blüte seiner Jahre hat er nur wenig Möglichkeiten, sich autonom und institutionell abgesichert in den Wissenschaftsprozess einzubringen und diesen - und damit seine Zukunft! - mitzugestalten. Demnach müßte es geradezu die Pflicht einer etablierten und selbstkritischen Akademie sein, sich der Gründung einer Akademie der Jungen anzunehmen. Sie könnte ein erster und bescheidener Versuch sein, wenigstens an einem Punkt bestehende Mängel zu kompensieren.“ (Dieter Simon)



„Preisfrage 2004. Welche Sprache spricht Europa?“,
hrsg. von der Jungen Akademie, Berlin:
Berliner Wissenschafts-Verlag, 2005.
www.diejungeakademie.de/preisfrage/2004



Die Europäerin

von Mareike Hölter

Die Europäische Union hat sich mit ihrer letzten Erweiterung das Ziel gesetzt, weiter friedlich Grenzen zu überwinden und zu einer kulturellen und wirtschaftlichen Einheit zusammen zu wachsen. Auf dem Papier ist diese Einheit bereits realisiert worden, aber wie sieht es in den Köpfen der Europäer selbst aus? Welche Vorstellung haben sie von Europa? Wie fühlen wir uns in Deutschland als Europäer? Wo liegen die Gemeinsamkeiten und wo die Unterschiede zu den Bewohnern der anderen Länder?

Wir leben mit vielen Klischees, die unsere Vorstellungen über die Menschen unserer Nachbarländer beherrschen. Sie zeigen uns nicht nur Ängste vor dem Fremden und Unverständnis, sondern auch Sehnsüchte – beispielsweise nach warmen Mittelmeerländern mit romantischen Sonnenuntergängen. Welche Frau träumt nicht davon, wie die begehrenswerte, rassige, spanische Flamencotänzerin zu wirken? Wir wissen, dass sich unsere Träume nicht immer mit der Realität vereinbaren lassen, doch unsere Gefühle implizieren eine andere Sichtweise, die die Wirklichkeit verändert wahrnimmt. Die abwertenden Vorurteile, die wir gegen manche Nachbarn haben, genießen wir vielleicht insgeheim, weil sie unser Selbstwertgefühl stärken.

Für dieses Projekt habe ich mich auf die Suche nach meiner europäischen Identität begeben. Ich habe versucht, meine Vorurteile zu erkennen, mich zu ihnen zu bekennen und sie fotografisch umzusetzen. Während meiner Recherche habe ich fünfzig Deutsche aus verschiedenen Altersschichten und verschiedenen kulturellen Hintergründen zu ihren spontanen Assoziationen, Vorurteilen und Klischeebildern zu den Ländern der Europäischen Union befragt.

Die daraus entstandenen Wortsammlungen bilden unsortiert die Ergänzungen zu meinen Fotografien. In der Selbstinszenierung habe ich einen Weg gefunden, meine eigenen Klischees mit denen der Befragten zu verbinden und zu verkörpern. So stelle ich mich als Projektionsfläche für eine spezifisch deutsche Sichtweise auf die »Europäerin« zur Verfügung. Ein bezeichnendes Ergebnis meiner Recherche ist, dass sich zu acht der zehn »neuen« Staaten, die der Europäischen Union im Mai 2004 beigetreten sind, so gut wie keine Klischees finden – weder positiv noch negativ geprägte. Es haben sich noch keine bildhaften Vorstellungen, weder von den Landschaften noch von den Menschen, entwickelt. In den Köpfen der Menschen erscheinen diese europäischen Staaten als unbeschriebene Seiten – als Konsequenz daraus habe ich in diesen Fällen keine Verkörperung inszeniert.

Mareike Hölter, September 2004

Mareike Hölter, geb. 1978 in Berlin, absolvierte eine Ausbildung als Bauzeichnerin und studierte von 1999 bis 2004 Kommunikationsdesign an der Akademie für Gestaltung / ecosign in Köln. Sie lebt seit März 2005 wieder in Berlin.



Stille, Leere, Schweigen

in der heutigen Bildergesellschaft gewinnt die Pause, die Lücke, die Auslassung an Bedeutung.

SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT
12. JULI - 01. OKTOBER 2006

KARIN SANDER, WANDSTÜCK, POLIERT, 2006

Wandfarbe, poliert, 300 x 400 cm, Foto: Karin Sander, 2006, Schirn Kunsthalle Frankfurt, Courtesy Galerie Barbara Gross, München

Die Avantgardekünstler der 1960er und 1970er Jahre wie John Baldessari oder Art & Language reagieren mit gesteigerter Skepsis und Verweigerungsstrategien auf die Abbildbarkeit einer Wirklichkeit, die in ihrer Komplexität immer ungreifbarer wird. Den täglichen Mengen visueller Information antwortet die Kunst mit der Entleerung des Bildes. Heute transformieren Postminimalisten und Neokonzeptualisten wie Joëlle Tuerlinckx, Tom Friedman oder Martin Creed die Erfahrung von Leere in poetischer bis ironischer Weise in Installationen, Bilder oder Skulpturen. Die Zurückgenommenheit der Effekte und Sensationen erzeugt dabei eine besondere Aufmerksamkeit gegenüber Dingen und Phänomenen, die auf den ersten Blick nicht sichtbar sind. So enthüllt der Blick ins Nichts das Periphere. Das Ephemere und das Latente eröffnen sich. Was bleibt, ist ein vielfältiges, schillerndes Nichts. Die Ausstellung wird voll davon sein.

Kuratorin: Martina Weinhart

Die SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT ist eines der renommiertesten Ausstellungshäuser Deutschlands. Seit 1986 wurden über 130 Ausstellungen realisiert, darunter große Übersichtsausstellungen zum Wiener Jugendstil, Expressionismus, Dada und Surrealismus, zur Geschichte der Fotografie oder zu aktuellen Positionen in der Soundart sowie Retrospektiven über Wassily Kandinsky, Marc Chagall, Alberto Giacometti, Frida Kahlo, Bill Viola, Arnold Schönberg, Henri Matisse, Julian Schnabel, James Lee Byars und Yves Klein. Die SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT, mit Max Hollein als Direktor, präsentiert mit prägnanter Stimme brisante Themen sowie aktuelle Aspekte künstlerischen Œuvres aus einer zeitgenössischen Position heraus. Als Ort der Entdeckungen bietet die SCHIRN dem Besucher beides: ein originäres, sinnliches Ausstellungserlebnis sowie eine involvierte Teilnahme an der kulturellen Diskussion.

Adresse

SCHIRN KUNSTHALLE FRANKFURT

Römerberg

D-60311 Frankfurt

Tel.: +49.69.29 98 82-0

Fax: +49.69.29 98 82-240

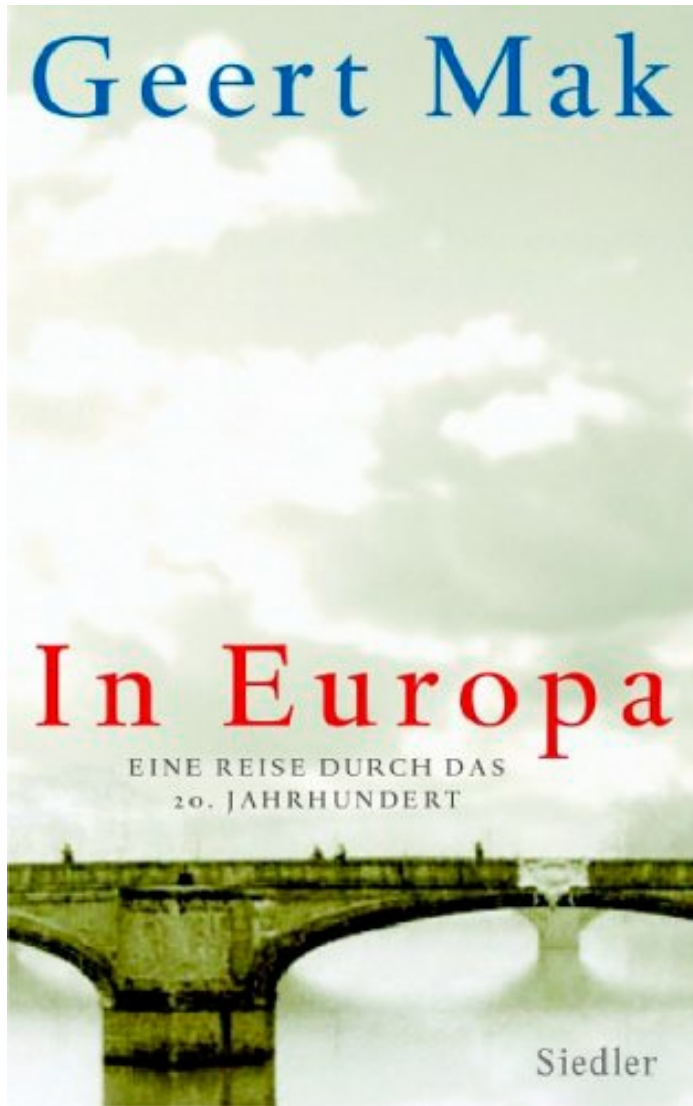
Mail: welcome@schirn.de

Anfahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln: U-Bahn 4/5: Station Römer / Strassenbahn 11/12: Station Paulskirche

Öffnungszeiten: Dienstag, Freitag - Sonntag 10 - 19 Uhr / Mittwoch und Donnerstag 10 - 22 Uhr

Eintritt: 8 € / ermässigt 6 €

Ausstellung



In Europa – Eine Reise durch das 20. Jahrhundert
 Originaltitel: In Europa: Reizen door de twintigste eeuw
 Originalverlag: Atlas
 Aus dem Niederländischen von Gregor Seferens, Andreas Ecke
 Gebundenes Buch, 944 Seiten, 15,0 x 22,7 cm,
 ISBN-10: 3-88680-826-2
 ISBN-13: 978-3-88680-826-7 mit Karten
 Preis: € 49,90 [D] / SFr 85,50

SIEDLER VERLAG

IN EUROPA – Eine Reise durch das 20. Jahrhundert

Von Geert Mak

Europa erfahren – Geert Mak auf den Spuren des 20. Jahrhunderts.
 Geert Mak, der große Erzähler unter den Historikern unserer Zeit, legt mit diesem Buch sein bisheriges Hauptwerk vor. Seine Geschichte des 20. Jahrhunderts ist als ein Reisebericht angelegt und versteht sich als eine Bestandsaufnahme Europas am Ende eines katastrophenreichen Jahrhunderts. Mak sucht die Orte auf, an denen die Geschichte in besonderer Weise Spuren hinterlassen hat. Ein kluges und bewegendes Buch, das uns zu Augenzeugen des letzten Jahrhunderts macht.

Für dieses Buch ist Geert Mak ein Jahr lang kreuz und quer durch Europa gereist. In jedem Monat seiner Reise nimmt sich Mak einen weiteren Abschnitt des 20. Jahrhunderts vor. Im Januar besucht er Paris, wo das 20. Jahrhundert mit der großen Weltausstellung seinen optimistischen Anfang nahm. Im Dezember befinden wir uns in den Ruinen Sarajewos, die das Ende des blutigen Jahrhunderts markieren.

Mak liest die Spuren, die das 20. Jahrhundert auf unserem Kontinent hinterlassen hat, er begibt sich auf die Suche nach der Befindlichkeit Europas, wie sie an historischen Erinnerungsorten und in den Geschichten von Menschen zum Vorschein kommt. Dabei wird erkennbar, in welcher Weise die Vergangenheit unsere Gegenwart prägt, wie sie uns Europäer verbindet, vielfach aber auch trennt.

Mak versteht es wie kein anderer, der Geschichte Europas im 20. Jahrhundert ein Gesicht zu geben, sie in zahllosen Details sichtbar, fühlbar, sinnlich wahrnehmbar zu machen. Auf seiner Reise sprach Mak mit Schriftstellern und Politikern, mit Dissidenten und hochrangigen Offizieren, mit einem Bauern aus den Pyrenäen und mit dem Enkel des letzten deutschen Kaisers sowie mit zahlreichen anderen Europäern, die ihm ihre Erfahrungen und Erinnerungen anvertraut haben.

Der Autor Geert Mak wurde 1946 in einem friesischen Dorf geboren. Er ist einer der bekanntesten Publizisten der Niederlande und gehört nach drei großen Bestsellern zu den wichtigsten Sachbuchautoren des Landes.

IMPRESSUM SOMMER/2006

E.I.Q. – EUROPEAN INTERDISCIPLINARY QUARTERLY

HERAUSGEBER

Forum46 – Interdisziplinäres Forum für Europa e.V.
 Kleine Alexanderstrasse 7
 D – 10178 Berlin-Mitte
 Tel + 49 (0) 30 62 70 83 26
 Fax + 49 (0) 30 21 54 384
kontakt@forum46.net
www.forum46.net

REDAKTION

Dariusz Radtke (v. i. S. d. P.),
 Jacob Schilling (Chefredakteur)

FORUM46 VERLAG

Galina Dimitrova

AUTOREN DIESER AUSGABE

Kasia Marszewska, Aleida Assmann, Piotr Michałowski, Louis Klein,
 Simon Pfersdorf, Matthias Grether, Mascha Join-Lambert,
 Robert Krzemiński, René Nyberg, Eberhard von Goldammer, Rudolf Kaehr,
 Birgit Böhm, Christine von Blanckenburg, Dariusz Radtke,
 Hagen Schulz-Forberg, Jacob Schilling, Mareike Hölter.

REDAKTIONSANSCHRIFT

E.I.Q. - Redaktion
 Jacob Schilling
 Karl-Marx-Allee 73
 D – 10243 Berlin
 Tel.: + 49 (0) 30 43 72 57 79
 Fax: + 49 (0) 30 21 54 384
 E-Mail: redaktion@forum46.net

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 16.06.2006
 Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben
 nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder
 des FORUM46 wieder. Alle abgedruckten Texte
 und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

LAYOUT & SATZ

Marcin Zastrożny marcin@zastrozny.de

Redaktionsschluss Ausgabe HERBST/2006:
 16.10.2006

